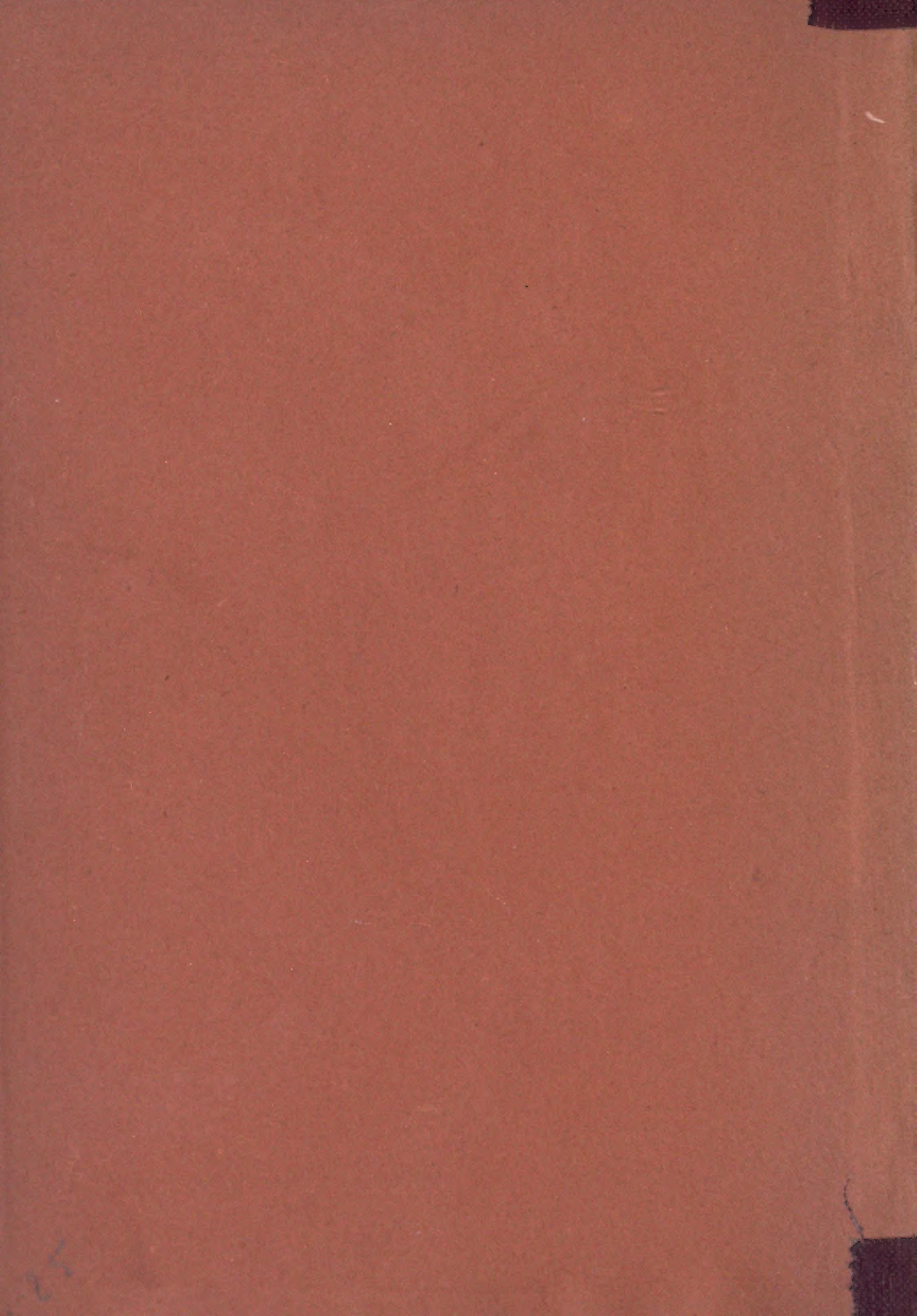
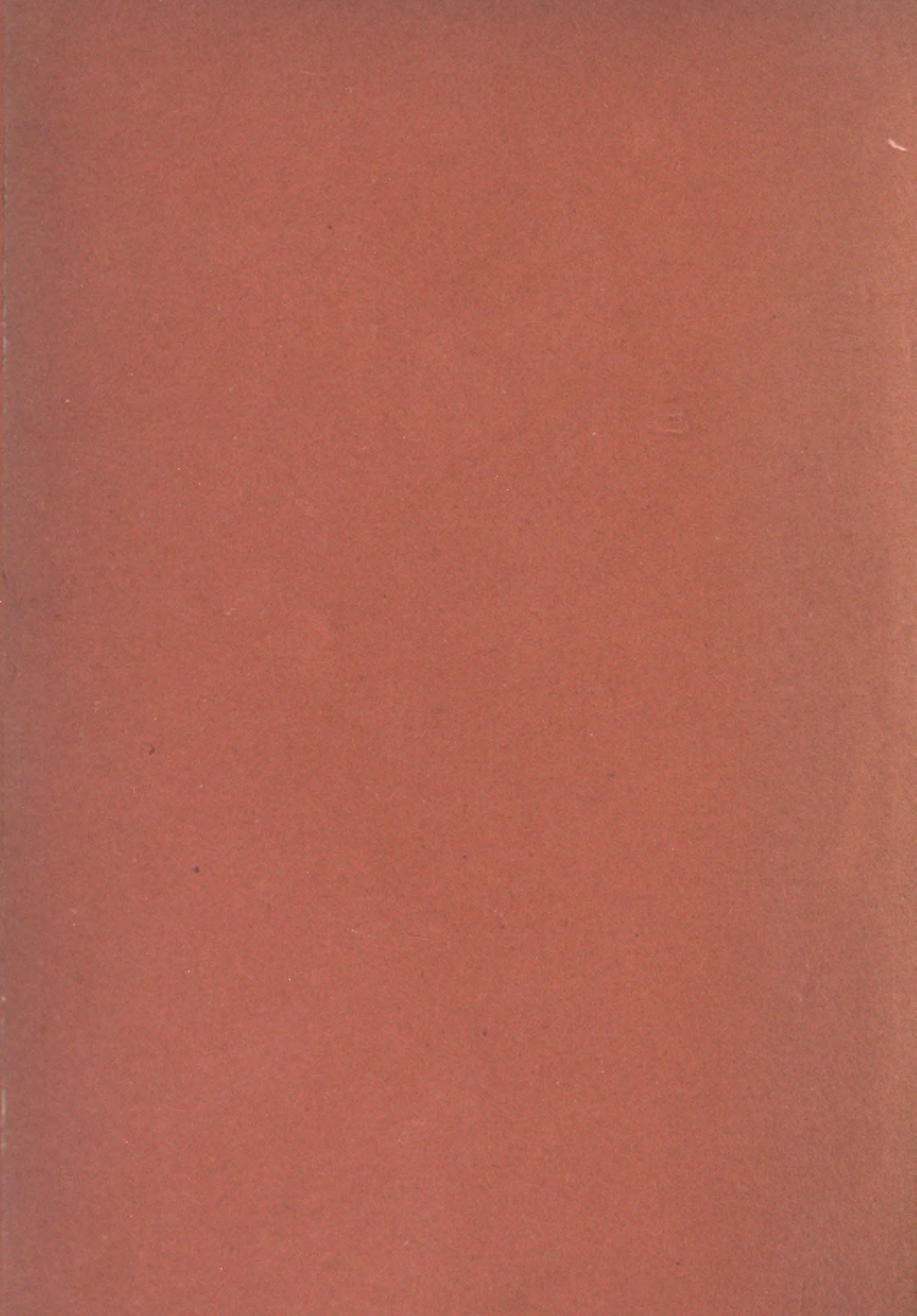
Jagd- und Filmabenteuer in Afrika

Chr. Schulz



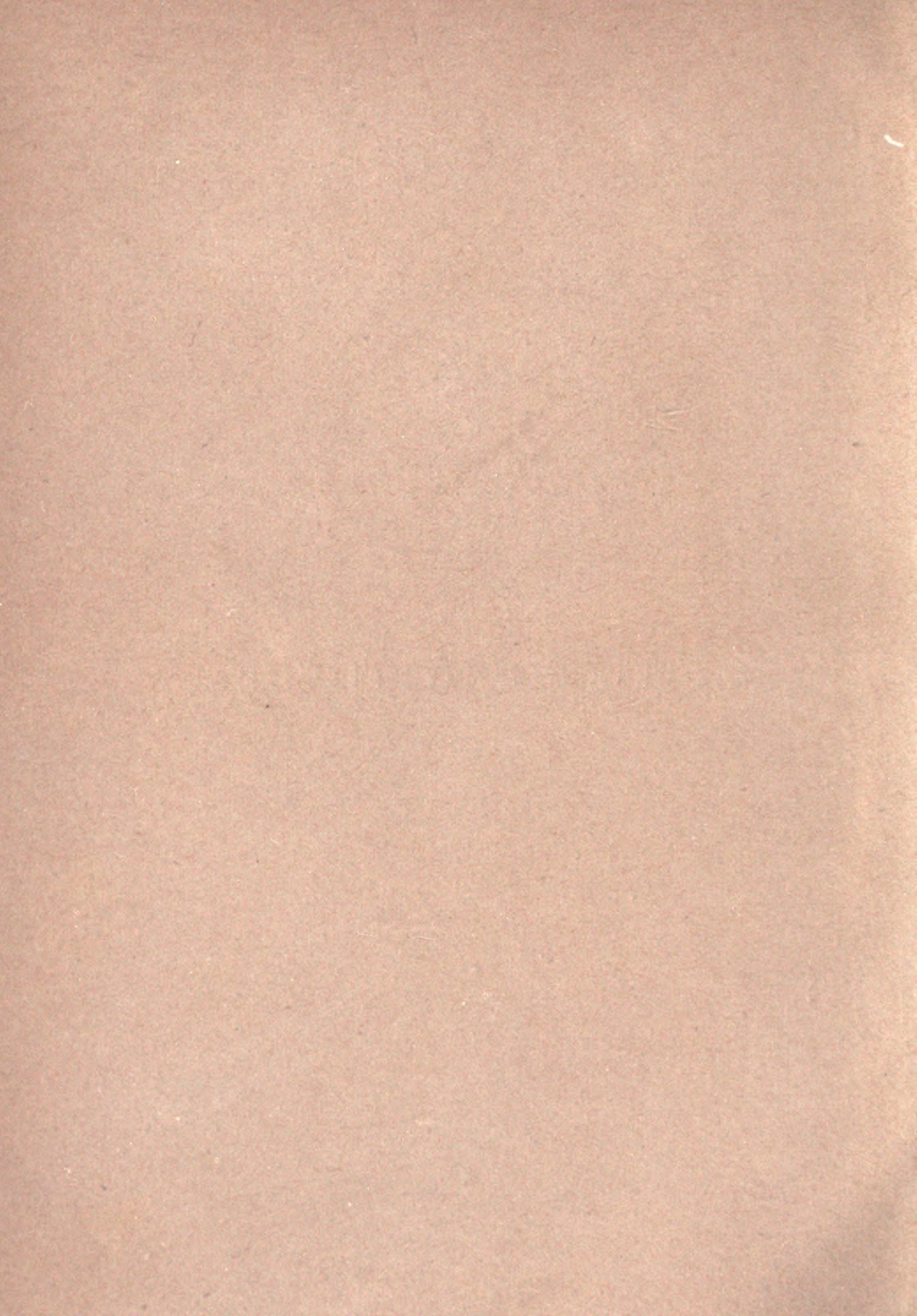






Jagd- und Filmabenteuer in Afrika

* * *







Löwenjagd
2. Kapitel

Jagd- und Filmabenteuer in Afrika

Streifzüge in das Innere des dunkeln Erdteils

von

Chr. Schulz

Mit zahlreichen Illustrationen



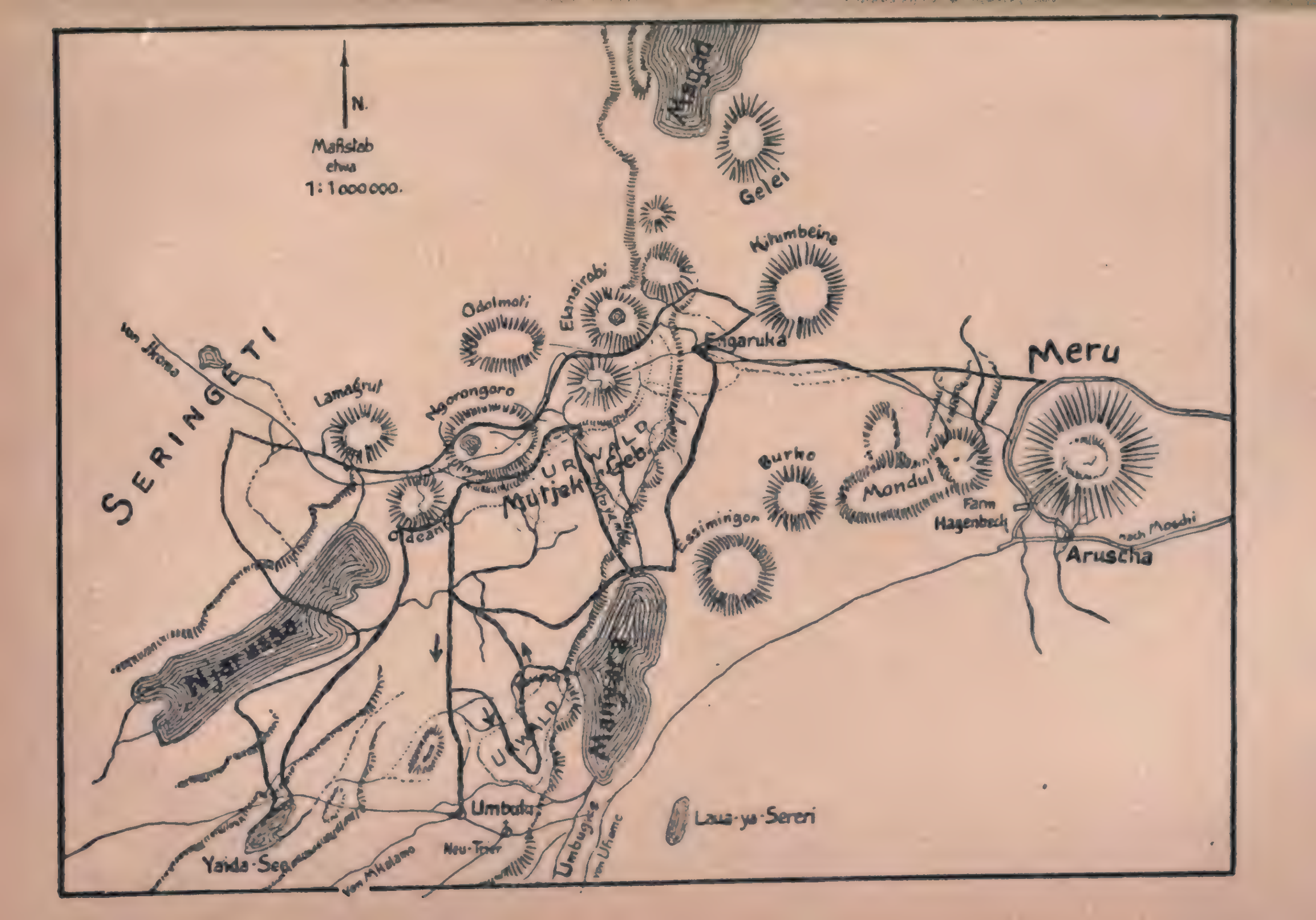
1 9 2 2

Verlag Deutsche Buchwerkstätten
Dresden



Zeilenguß-Maschinensatz und Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig

Inhaltsverzeichnis


N.
Maßstab
etwa
1:1000000.
SERINGETI
von Ikoma
Lamagrut
Ngorongoro
Odolmoti
Elanairobi
Gelei
Kitumbeine
Engaruka
Meru
Oldeani
URWALD
Mutjek Geb.
Burko
Essimingor
Mondul
Farm
Hagenbeck
nach Moschi
Aruscha
Manyara
Umbulu
Neu-Trier
von Mkalama
Yaida-See
Umbugwe
von Ufiome
Laua-ya-Sereni



I. Kapitel.

Der Aufbruch nach Engaruka

Die Entwicklung unserer Filmtechnik hat es mit sich gebracht, daß gewöhnliche photographische Landschafts- und Wildaufnahmen, die stets das Interesse der Jäger und Naturfreunde fanden, in den Schatten gestellt wurden. Ganz natürlich! Stellt doch die beste Photographie nur eine Augenblicksszene dar, und selbst an der Hand von Serien solcher Momentbilder ist es unmöglich, sich ein Bild von der ungeheuren Lebenswelle zu entwerfen, die heute noch über einen ausgedehnten Teil von Ostafrikas Steppen flutet. Erst durch die Fortschritte, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Kinematographie gemacht wurden, sind wir imstande, den Leuten in der Heimat das ostafrikanische Wild in seinen natürlichen Lebensbedingungen so vorzuführen, wie es der Jäger selbst draußen geschaut hat. Von bequemem Sitze aus sieht heute der Kinobesucher Giraffen und Antilopen zur Tränke ziehen; er erblickt den Tierfänger auf flüchtigem Jagdroß, hinter der Zebraherde dahinsausend, und er kann, frei von jeglicher Anstrengung und Gefahr, sogar an Nashorn- und Elefantenjagden teilnehmen. Aber nur wenige Zuschauer werden sich Rechenschaft darüber ablegen können, auf welche mühevolle und gefährliche Weise solche hochinteressanten Films entstehen, und vorzüglich ihnen soll das vorliegende Buch darüber Aufklärung bringen.

In freier Wildbahn, namentlich unter tropischen Verhältnissen, ist es schon an und für sich nicht so einfach, brauchbare Einzelaufnahmen lebenden Wildes zu erhalten, selbst wenn der Kamera-Jäger über moderne Hilfs-

mittel verfügt. Die Eigenschaften eines guten Photographen und Weidmanns müssen sich in einer Person vereinigen, meteorologische Verhältnisse sind genau in gleicher Weise zu beachten wie die Gewohnheiten des Wildes. Widerstände der mannigfachsten Art sind zu überwinden, Fehlschläge dürfen nicht abschrecken, Kaltblütigkeit den pirschenden Photographen keinen Augenblick verlassen, und die treue Büchse muß stets zur Hand sein. Bei kinematographischen Aufnahmen wachsen natürlich die Schwierigkeiten. Die ganze Gewandtheit des pirschenden Jägers gehört schon allein dazu, den unhandlichen Aufnahmeapparat und das schwere Stativ in die Nähe des scheuen und manchmal gefährlichen Wildes zu bringen und ihn in Tätigkeit zu setzen. Für einen einzelnen ist dies ein Ding der Unmöglichkeit. Es treten vielmehr bei den kinematographischen Aufnahmen der ausführende Operateur und der das Pirschen leitende Jäger hinzu, der unter Umständen den Schutz des Photographen zu übernehmen hat. Unbedingt notwendig ist es, daß diese beiden Personen sich mit der Zeit vollkommen miteinander einarbeiten. Jeder von ihnen muß stets die Überzeugung haben, daß er sich in kritischen Momenten der Kinojagd stets auf die Entschlossenheit und Kaltblütigkeit seines Gefährten verlassen kann.

Einen solchen zuverlässigen Kameraden sollte ich in Herrn Robert Schumann kennen lernen. Schumann hatte sich schon seit geraumer Zeit mit kinematographischen Wildaufnahmen im Norden der Kolonie beschäftigt, aber bisher keine besonderen Erfolge aufzuweisen gehabt, so daß das Unternehmen, an dem er beteiligt gewesen war, aufgehoben werden mußte. Längst kam mir der Gedanke, für die neu errichtete Kinohalle des Stellinger Tierparks, wo nur Bilder aus Natur und Tierleben vorgeführt werden, Spezialaufnahmen vom Tierfang in der ostafrikanischen Steppe heimzubringen. Schumanns Angebot zu gemeinschaftlicher Arbeit ließ ich daher nicht unbeachtet und wagte es im Interesse der Firma Hagenbeck, welcher die Uraufführung der Filme zugedacht war, einen mehrmonatigen Kinojagdzug zu finanzieren und zu leiten.

Die Fangexpedition, welche wir durch den Kinematographen im Bilde zu verewigen gedachten, sollte folgenden Weg nehmen. Zunächst gegen Norden nach Engaruka, woselbst der Operateur Bergmann, mit dem Entwickeln der früher gemachten Aufnahmen beschäftigt, zurückgeblieben war.

Von dort sollte der Aufstieg auf das Plateau der Großen Bruchstufe unternommen werden. Auf dieser führte der Weg entlang nach der Senkung des Ngoro-Ngoro-Kraters, dann südwestlich nach dem Nyarasa-See, quer durch ihn hindurch nach dem Nyarasa-Sumpfgebiet, sodann über den Hohenlohe-Graben nach Umbulu, der einzigen Station, wo wir im Notfalle Lebensmittelvorräte ergänzen konnten. Von Umbulu wollten wir dann nach dem Manyara-See und seine Umgebung Umbugwe nebst den Kitete-Bergen absuchen, und von da über Engaruka nach Aruscha zurückkehren (siehe Karte!).

Wir hatten durch gänzlich unbewohnte Gegenden zu ziehen (Engaruka und Umbulu sind die einzigen bewohnten Plätze des riesigen Gebietes), und infolgedessen große Vorräte mitzuführen. Schwierig gestaltete sich die Trägerfrage, denn die in der Nähe meiner Farm ansässigen Wameru-Leute verdingen sich ungern bei Europäern und sind als Lastträger durchaus nicht zu gebrauchen. Zufälligerweise zog ein Araber aus Muanza mit einem Viehtransport an meiner Farm vorbei. Unter seinen Tieren befanden sich 22 Eselstuten, die er zu Zuchtzwecken verkaufen wollte. Nichts kam mir gelegener als dieser Zufall und ich erwarb die Grautiere. Die noch jungen Esel hatten aber noch nie einen Reiter und ebensowenig Lasten getragen; daher mußten die halbwilden Tiere erst durch Auflegen von Sandsäcken allmählich in ihre Aufgabe eingewöhnt werden. Mittlerweile war alles, was zur Expedition nötig war, beisammen, und der Abmarsch konnte beginnen. Die Karawane bestand aus meiner Frau, deren sehnlichster Wunsch es war, die Expedition mitzumachen, mir und 25 Schwarzen, ferner aus 2 Reitpferden, 22 Lasttieren und 9 Jagdhunden. Unter den, mit rasselnden Metallgegenständen beladenen Eseln zeigten sich einige noch sehr widerspenstig und verzögerten den Abmarsch um einige Stunden, so daß wir erst spät am Nachmittag die Farm verlassen konnten. Langsam ging es bei einbrechender Dämmerung durch hohes Gras und baumlose Strecken über die wellenförmigen Ausläufer des Merugebirges. Der kühle Nachtwind machte sich angenehm bemerkbar. Unser erster Rastplatz sollte die etwa 25 Kilometer entfernte Wasserstelle „Majai ya kuchimba" sein. Aber Hindernisse, wie steile Schluchten, und Abrutschen der Lasten trugen dazu bei, daß wir erst gegen Mitternacht die bezeichnete Wasserstelle erreichen konn-

ten, wo uns die Karawane des Herrn Schumann erwartete. Er hatte — o Schrecken — 13 Eselhengste! Wer die lieben Tierchen kennt, wird wissen, was es heißt, eine Anzahl Eselhengste und -stuten beisammen zu haben. Das ohrenbetäubende Konzert dieser 35 Eselstimmen ließ uns die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen. Ein Wunder war es, daß durch den Skandal nicht gleich in der ersten Nacht Löwen angelockt wurden.

Um Mensch und Tier nicht zu sehr anzustrengen, rasteten wir noch den folgenden Tag. Das Gelände senkte sich nach und nach und ging in typisches Baumsteppengebiet über. Unter den vielen Wildarten habe ich häufig große Herden Oryxantilopen beobachtet und mich an den Ruhetagen mit dieser Tiergattung besonders eingehend beschäftigt*).

Am nächsten Tage näherten wir uns dem Kitumbinberg. Stundenlang marschierten wir durch vulkanisches Gebiet, an tiefen und breiten, mitunter kilometerlangen Klüften und Erdspalten entlang, an deren steilen Wänden niedliche Klippschliefer ihr Spiel trieben. Mit einer unglaublichen Gewandtheit und Sicherheit kletterten einige bei unserem Herannahen an den steilen Wänden auf und ab, um in ihren Verstecken zu verschwinden, während andere keine Notiz von uns nahmen und faul und träge in der Sonne liegen blieben. Der Klippschliefer oder Klippdachs (Procavia matschiei, O. Neumann) ähnelt in seinem Äußeren unserem Murmeltier, steht aber seinen anatomischen Verhältnissen nach dem Riesen der Tierwelt, dem Elefanten, äußerst nahe.

Nach einiger Zeit passierten wir ein Gelände, das mit seinen glasurartig überzogenen Eruptivgesteinen unseren Tragtieren große Hindernisse bot. Die Esel rutschten auf den glatten und unebenen Felsen fortwährend aus und fielen mitsamt ihren Lasten hin. Hierbei gerieten einige in Rillen und Risse und klemmten sich dort so fest, daß sie nur mit unserer Hilfe wieder auf die Beine kommen konnten. Das Aussehen der Schluchten, durch die wir größtenteils zu marschieren hatten, war teilweise ein recht phantastisches. So machte ein großer Kessel den Eindruck eines Amphitheaters. Eine Menge Paviane begrüßten von den Wänden herunter unsern Vorbeimarsch mit bellenden und grunzenden Lauten. Dadurch wurde die Illusion nur noch

---

*) Über große und kleine Antilopen siehe Kapitel X.

verstärkt: Wir inmitten der großen Arena markierten die Darsteller, während die Hundsaffen sich in der Rolle als Zuschauer gefielen, die allerdings, nach ihrem Gebahren zu schließen, unser Auftreten nicht gerade mit Beifall begrüßten. Auch sonst fehlte es nicht an den kleinen Abwechslungen, wie sie die „Safari" (Reise) hierzulande fast täglich bietet. So trafen wir u. a. auf eine fast armdicke Puffotter (Bitis arrietans L.), der allerdings von unsern Leuten schleunigst der Garaus gemacht wurde. Diese Schlange ist außerordentlich giftig, aber es kommen verhältnismäßig wenig Unfälle durch ihren Biß vor, da sie ein sehr träges Tier ist. Die schön gezeichnete Haut wird zu Gürteln oder sonstigen Schmuckgegenständen verarbeitet.

Im übrigen ging der Marsch trotz kleiner Zwischenfälle gut von statten und es kam om dritten Marschtag der Augenblick, an welchem wir unser erstes Ziel, Schumanns Standlager, erreichen sollten. Bei sengender Mittagssonne näherten wir uns endlich dem Negerdorfe Engaruka. Die Umgebung bot uns einen erfrischenden Anblick. Üppige Mais-, Hirse- und Mohogofelder, Zuckerrohr und dunkelgrüne Bananenstauden legten Zeugnis ab von der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Fleiß der Wanyamwesileute. Die Dorfbewohner kamen uns zur Begrüßung entgegen und unter Singen und Händeklatschen der Weiber durchzogen wir den Ort. Besonders wurde die hoch zu Roß sitzende „Bibi" (Frau) angestaunt, denn Europäerinnen und Pferde waren hier noch große Seltenheiten. Wir passierten noch „Campi ya twiga" (Giraffenlager). Der Name rührt von einem im Jahre 1910 dort errichteten Giraffenkrale her. Nach einem viertelstündigen Marsch erreichten wir das Schumannsche Lager, wo uns sein Assistent Bergmann begrüßte.

In idyllischer Umgebung war der Lagerplatz auf einem zu den Ausläufern der großen Bruchstufe gehörigen Hügel angelegt. Von hier aus genossen wir ein herrliches Panorama. Im Osten fiel der Blick auf das zu unsern Füßen liegende Dorf und die Steppe des Engaruka-Beckens, während im Westen sich das noch 1000 Meter entfernte Winterhochland emporstreckte, dessen höchste Erhebung, der steil aufragende Gipfel des 3600 Meter hohen Lomalasin trutzig zu uns herübergrüßte. Unter schattigen Mimosen schlugen wir die Zelte auf und fanden die Krale für unsere Reit- und Lasttiere. Für die zu entwickelnden photographischen Aufnahmen bauten wir an Ort und

Stelle aus primitiven Mitteln, so gut es eben ging, eine geräumige Dunkelkammer. Alle aufgenommenen Filme sollten hier entwickelt werden. Ein in der Nähe vorbeirauschender Gebirgsbach lieferte uns kaltes, klares Wasser, das auch zu der Entwicklung unserer photographischen Aufnahmen wie geschaffen war. Der Bach nahm seinen Weg durch das Dorf, diente den Schwarzen zur Bewässerung ihrer Mais- und Hirsefelder, und verlief sich dann in der Steppe.

Rings um unser Lager fielen mir große, oval oder kreisförmig gebaute Steinhaufen auf, die offenbar von Menschenhand herrührten. In der Meinung, daß es sich um Gräber handle, untersuchten wir einige davon, ohne jedoch irgendwelchen Anhalt für unsere Vermutung zu gewinnen. Ebenso konnten uns die Dorfbewohner keinerlei Auskunft darüber geben. Später fand ich weiter unten, in der dornenbewachsenen Steppe, regelmäßige, in gerader Linie mit Steinen abgeteilte, felderartige Flächen. Da über ihre Entstehung durch Menschenhand kein Zweifel sein kann, so muß diese Gegend früher einmal bewohnt gewesen sein. Ethnographen möchte ich den Landstrich zur Nachforschung empfehlen.

Die Engarukaleute versorgten uns täglich mit frischen Eiern, Hühnern, Bananen, Mais und so weiter. Ferner brachten sie uns öfter Perlhühner und Frankoline, die sie in der Steppe mit Schlingen fingen. Ein alter Dorfbewohner bot mir Kuriositäten, sowie Felle zum Kaufe an, darunter ein Löwenfell mit Schädel, dessen Unterkiefer zerschlagen war. Auf Befragen teilte er mir mit, daß er den Löwen eines Morgens todkrank in der Steppe gefunden habe. Möglicherweise ist dem Löwen bei der Jagd auf Zebras der Unterkiefer durch einen Hufschlag zerschmettert worden. Um uns erkenntlich zu zeigen, erlegten wir für die Dorfbewohner einige Stücke Wild.

Außer Zebras, Kuhantilopen und anderen Wildarten traf ich besonders häufig die Giraffengazelle an. Zu gern hätten wir diese schönen und schlanken Tiere auf den Film gebracht, aber das ungünstige Gelände, der jede freie Aussicht versperrende Dornbusch und das flinke und scheue Wesen der Tiere ließen uns nicht zum Ziele kommen. Wir begnügten uns vorläufig mit den Aufnahmen einiger schöner Landschaften und mehrerer interessanter Episoden aus dem Leben der Eingeborenen.

Auffallend zahlreich treten in der Engarukagegend die dem Wildstande so schädlichen Hyänenhunde (Lycaon pictus Temm.) auf. Selbst die schnellsten Antilopen werden von diesen blutgierigen und gefräßigen Tieren zu Tode gehetzt. Eines Morgens machte mich ein Ziegenhirt, der eben seine kleine Herde an unserm Lager vorbeitrieb, auf das Herannahen eines Rudels solcher Wildhunde aufmerksam. Anscheinend hatten es die Räuber auf seine Ziegen abgesehen. Sofort ergriff ich das Gewehr und brachte auf den ersten, der auf einem Felsblock stand, meine Kugel an. Das Tier zeichnete und das ganze Rudel flüchtete eiligst ins nahe Gestrüpp. Bei der Suche nach dem Wildhunde fanden wir nur noch wenige Reste von ihm. Seine eigenen Gefährten hatten ihn an Ort und Stelle aufgefressen.



II. Kapitel.

Hinauf zum Plateau der Großen Ostafrikanischen Bruchstufe

Durch einige unvorhergesehene Zwischenfälle verzögerte sich die Weiterreise um einige Tage. Unsere Lasttiere hatten sich inzwischen gut erholt, ebenso waren die Tragsättel sowie die Lasten wieder in Stand gesetzt und auch der Proviant auf dieser nunmehr letzten Station, so gut es ging, erneuert worden. So blieben diese Tage unfreiwilliger Rast doch nicht ungenutzt und mit frischem Mute konnte es eines Morgens weitergehen.

Bei drückender Hitze schlängelte sich die Karawane auf sandigem Wege am Fuße der Großen Bruchstufe entlang. Binsenartige Gewächse, Gestrüpp und Dornbusch bedeckten große Flächen der Senkung. Unwillkürlich wird man beim Durchzug durch diese Gegend an einen ausgetrockneten See erinnert. In schwindelerregender Höhe streckte sich die Bruchstufe wie ein steiles Ufer über unseren Köpfen. Beim Anblick dieser 200 bis 400 Meter hohen steilen Wand erscheint es fast unmöglich, das Hindernis zu überwinden, um auf das Plateau, in das sogenannte Winterhochland, zu gelangen. Vom Natronsee bis zum Manyarasee, einer etwa 200 Kilometer langen Strecke, existieren nur drei bekannte Aufstiege, die zum Hochplateau der Großen Bruchstufe führen. Der erste Weg liegt etwa drei Stunden nördlich von Engaruka entfernt. Noch früh am Nachmittage trafen wir auf diesem Platze ein. Unter einer Gruppe schattiger Ficusbäume sollte unser Nachtlager errichtet werden. Eine Herde Paviane war gerade damit beschäftigt, die süßen Früchte dieser Bäume zu vertilgen. Unter Geschrei und Gegrunze zogen sie bei unserem Herannahen ab, aber unsere Hunde hatten sie längst gewindet und waren hinter ihnen her. Es entstand eine

regelrechte Balgerei, wobei zwei Affen erwürgt wurden. Der Kampf zwischen Pavianen und Hunden läuft meist zum Nachteile letzterer aus. Erstens besitzt diese Affenart ein furchtbares Gebiß; ihre Fangzähne sind bei den ausgewachsenen Tieren viel stärker und länger als die des Leoparden. Zweitens sind sie durch ihre vier Hände und ihre Gewandtheit dem Hunde bedeutend überlegen. Nur unserm schnellen Eingreifen war es zuzuschreiben, daß die Hunde ohne Schäden davonkamen. Ich habe mir erzählen lassen, daß mehrere große Affen einen Leoparden zu bewältigen vermögen. Ich selbst habe nicht Gelegenheit gehabt, es feststellen zu können.

Am nächsten Morgen in aller Frühe, noch vor Sonnenaufgang, war alles auf den Beinen, um noch in der Morgenkühle den Aufstieg zur Bruchstufe zu beginnen. Der Pfad, oder besser gesagt, der Wildwechsel (die einzigen Wege, die es in der Gegend gibt), führte zuerst in einigen hundert Meter Längssteigung aufwärts. Im Zickzack ging es durch Buschwerk, Gestrüpp und Geröll immer höher und höher. Schließlich versperrten große Felsblöcke den Weg. Wir konnten uns gerade noch mit den Pferden, die wir am Zügel führten, hindurchzwängen. Ein Esel blieb mit der Last zwischen den Steinen hängen; das Tier strebte vorwärts, die Bauchgurte rissen, die Lasten und das Sattelzeug fielen herunter und kollerten den Abhang hinab, aber glücklicherweise nur bis zur letzten Zickzacklinie des von uns begangenen Weges, so daß sie von den Schwarzen aufgelesen werden konnten.

Je höher wir kamen, um so schwieriger und steiler wurde der Aufstieg. Wir hatten nur noch 50 Meter bis zur Hochfläche vor uns und glaubten alle Hindernisse hinter uns zu haben, als wir merkten, daß ein früherer Erdrutsch den bisher eingehaltenen Pfad verschüttet hatte. Über das lose Geröll mußten wir hinüber. Unter uns im Zickzack folgten die Nachzügler. Für die schwer bepackten Esel war es eine große Kraftanstrengung, die Lasten hier herauf zu schleppen. Oft blieben einzelne stehen, um auszuruhen, wodurch die Linie der Karawane natürlich immer weiter auseinander gezogen wurde. Trotz der Morgenkühle perlte uns der Schweiß aus allen Poren. Nur noch wenige Meter und das Hindernis wäre überwunden gewesen, da sahen wir drei Esel im Geröll den Halt verlieren; sie fielen auf die Seite, überschlugen sich und kollerten mitsamt den Lasten etwa 60 Meter bergab. Ihre Lasten, die Milchkisten, zerbrachen und die

Dosen rollten noch weiter. Endlich hatten sie wieder Halt gefunden. Wir dachten, die Tiere hätten sich bestimmt die Beine gebrochen oder wären gar tot. Aber nein! Sie standen wieder auf, schüttelten sich, bockten und der eine versuchte den lose hängenden Tragsattel abzustreifen. Einige Schwarze liefen hinzu, sammelten die Konservendosen und was sonst noch von dem Inhalt der Kisten übrig geblieben war, zusammen, und brachten Esel und Sachen nach. Wir erreichten wieder festen Pfad und gelangten endlich auf die Hochebene. Zu unserer Freude konnten wir feststellen, daß die drei abgestürzten Lasttiere mit einigen Hautabschürfungen davongekommen waren; allerdings fehlten von ihren Lasten einige Büchsen der für uns so wertvollen Konservenmilch, die für den Unterhalt der zu fangenden jungen Nashörner bestimmt war.

Der Temperaturunterschied zwischen der Steppe unten und hier oben im Hochland ist sehr bedeutend. Während unten drückende Hitze herrschte, umsäuselte uns hier kühler Wind. Die reine klare Luft und das saftige Grün der üppigen Vegetation übten einen wunderbar erfrischenden Einfluß auf uns aus. Tief unter uns lag die fahlgelbe Steppe mit ihren eingesprengten dunklen Parklandschaften. Gleich Inseln erhoben sich die hohen Bergriesen aus der Ebene; im Vordergrunde lag der Kitumbin, dann folgten Meru, Longido, Erok und im Hintergrunde in etwa 200 Kilometer Entfernung glitzerte die schneebedeckte Kuppe des Kibo (Kilimandjaro) in allen Farben zu uns herüber; in den sandigen Teilen der Steppe wirbelten fortwährend hohe Staub- und Sandsäulen hin und her: Windhosen, die hier, infolge der großen Temperaturunterschiede, ungemein häufig auftreten. Das ganze Panorama bleibt in seiner überwältigenden Großartigkeit einem jeden unvergeßlich, dem es vergönnt war, diese herrlichen Naturschönheiten zu bewundern.

Viele hundert Kilometer lang erstreckt sich von Norden nach Süden durch unsere Kolonie die Große Ostafrikanische Bruchstufe. Unter dieser Bezeichnung versteht man einen vom Süden des Natronsees bis in die Gegend von Iraku sich erstreckenden Steilabfall, der zum System des „Großen Afrikanischen Grabens" gehört, von welchem aber nur noch der westliche Grabenrand vorhanden ist, der hier die natürliche Grenze eines großen Hochplateaus nach Osten hin bildet. Dieses Hochland besteht aus vielen

erloschenen Kratern, Senkungen, Zerklüftungen und Bergrücken, die oft höher als 3000 Meter sind. Fast überall sind hier in den Senkungen und Schluchten Quellen oder kleine Wasserläufe zu finden. Der üppige Pflanzenwuchs und die mächtigen Wälder bedingen ein reiches tierisches Leben. Elefant, Nashorn, Büffel, Kuhantilope, Hirschantilope, Buschschwein und andere Tiere finden hier ein günstiges Fortkommen.

Auf einem Hügelrücken entlang marschierend, erreichten wir bei Einbruch der Dunkelheit die Wasserstelle „Campi ya Bast", nach einem Schutztruppen-Feldwebel Bast so benannt. Vom etwa 90 Kilometer entfernten Ngoro-Ngoro kommend, trafen wir hier eine Anzahl Eingeborener mit 20 jungen Rindern und einigen Eseln, die sie nach Moschi transportierten. Die Leute baten mich um die Erlaubnis, ihr Vieh in unseren Kral treiben zu dürfen, was ich ihnen auch gewährte. Nach ihrer Gewohnheit bereiteten sich die Schwarzen ihre Lagerstätte vor dem Kraleingang. Wir schärften unseren Wächtern nochmals ein, die Lagerfeuer, die uns Schutz vor etwa herumstreifendem Raubzeug bieten sollten, ja nicht ausgehen zu lassen und begaben uns darauf zur Ruhe. Doch war in der feuchten Kühle der Nacht an Schlaf nicht zu denken, und außerdem vollführten die Esel dauernd einen Heidenlärm. Gegen vier Uhr morgens weckte uns plötzlich ein furchtbarer Schrei: „Simba akula mtu!" (Der Löwe schlägt einen Menschen!) Sofort liefen wir, in dem Glauben, der Löwe habe wirklich einen Menschen geholt, mit unseren 9,3 Millimeterbüchsen nach dem Krale hin, fanden dort die Schwarzen in größter Aufregung und den einen von ihnen mit zerfleischtem Oberarm. Natürlich hatten die Wächter geschlafen und die Lagerfeuer ausgehen lassen, so daß es immerhin möglich war, daß ein Löwe unserem Kral einen unerbetenen Besuch abgestattet hatte. Trotz der Behauptung der Neger, den Löwen gesehen zu haben, glaubten wir nicht daran, um so weniger, als die Verwundung auf ein anderes, kleineres Raubtier schließen ließ. Jedoch bei Zählung der Tiere fehlte ein Stück. Jetzt war uns die Sache klar. Der Löwe hatte sich in den Kral geschlichen, dort sein Opfer erfaßt und war, mit diesem im Rachen, über die ganze Reihe der schlafenden Neger hinweggesetzt. Dabei hatte er dem Manne im Absprung offenbar mit der Hintertatze einen Schlag versetzt. Wir verbanden nun den Verletzten und warteten den Morgen ab, da der

Räuber mit seiner Beute erfahrungsgemäß nicht weit entfernt sein konnte. Als es hell genug war, setzten wir die Hunde auf die Fährte, und kaum hundert Meter vom Lager entfernt, hatten sie den Löwen auf dem Rande einer uns gegenüberliegenden Senkung gestellt. Mein Jagdgenosse hatte nie einen Löwen erlegt und erbat sich daher den ersten Schuß. Er brachte seine Kugel glücklich an, als der Löwe eine Lichtung passierte. Der Räuber zeichnete, wendete sich und stürzte uns entgegen, doch schon nach wenigen Sätzen brach er zusammen und rollte in die Schlucht hinunter. Während wir den Löwen im Dickicht der Schlucht suchten, entspann sich unter den Schwarzen im Lager ein lebhafter Streit um das Kalb, von dem der Löwe, nach seiner Gewohnheit, erst die Weichteile verzehrt hatte. Unsere Leute begründeten ihr Recht auf das Kalb mit dem Jagdglück ihres Herrn; denn, wenn nicht einer von uns den Löwen erlegt hätte, wäre das Kalb sowieso verloren gewesen. Die anderen dagegen behaupteten, daß das Kalb als Eigentum ihres Herrn ihnen zugesprochen werden müßte. Ich schlichtete den Streit durch folgendes Urteil: Das Fleisch des Kalbes sei unter beide Parteien gleichmäßig zu verteilen, das Fell aber gehöre den Leuten des Farmers — als Beweisstück für den erlittenen Verlust. Wenn aber die beiden Parteien damit nicht zufrieden seien, so müsse das Fleisch den Hunden gegeben werden. Darauf gab es sofort Frieden, und bald prasselten lustige Feuer. Das Fleisch wurde gebraten, und es folgte ein großer Schmaus. Auch wir ließen uns ein saftiges Stück wohlschmecken.

Mittlerweile waren auch die Leute mit der Decke des erlegten Löwen zurückgekommen und begannen mit dem Auslassen des Fettes. Wie früher bei uns dem Hirschtalg, Dachsfett, Schlangenschmalz u. a. m. besondere Heilkräfte zugeschrieben wurden, so glauben auch die Neger an besondere Eigenschaften des Löwenfettes. Sie füllten es in Flaschen, und die glücklichen Besitzer ließen sich es nicht verdrießen, das Fett auf den wochenlangen Märschen als Überlast mitzuschleppen.

Infolge des Löwenabenteuers hatten wir viel Zeit verloren und mußten daher bis Mitternacht marschieren, bis wir die nächste Wasserstelle am Bal-Bal erreichten. In dem von uns durchwanderten Hochlande tummelten sich im saftigen Grase ungeheure Herden von Wild. Vom Lager aus erlegte ich einen Kuhantilopenbullen, der durch ganz merkwürdige Schwarz-

streifung und -schattierung, sehr dunkle Grundfärbung, hellbräunlichen Spiegel, schwärzlichbraunen Kopf und besonders geformtes Gehörn charakterisiert war. Der wissenschaftliche Assistent an Carl Hagenbecks Tierpark, Zukowsky, erkannte in dem Tier eine der Wissenschaft noch nicht bekannte Subspezies und nannte sie mir zu Ehren Bubalis cokei schulzi. Wegen der merkwürdigen Schwarzzeichnung hat Zukowsky mir wiederholt seine Bedenken geäußert, daß die Streifung und Fleckung vielleicht durch Reiben der Tiere an verkohlten Baumstämmen in der Steppe entstanden sein könnte, wie Kongonifelle, die in solcher Weise wiederholt der Wissenschaft zur Untersuchung vorlagen, bewiesen hätten. Ich möchte an dieser Stelle besonders darauf aufmerksam machen, daß die durch Scheuern der Tiere an verkohlten Baumstämmen hervorgerufenen Flecke meist nur am Halse und an den Körperseiten auftreten und eine ganz andere Form und Ausdehnung haben als die erwähnte Streifenzeichnung. Außerdem hatte in weitem Umkreise, wo ich das erwähnte Kongoni und später zwei weitere Bullen derselben Art erlegte, jahrelang kein Steppen- oder Urwaldbrand gewütet. Auch durch den Haarwechsel, worauf Zukowsky mich aufmerksam machte, konnte die Zeichnung keinesfalls hervorgerufen sein, da die Kongoni drei Monate vor der Zeit, in der ich die Bullen streckte, in dieser Gegend ihr Haarkleid gewechselt hatten. Zukowsky bat mich, die interessante Antilopenart möglichst lebend nach Deutschland zu bringen.

Besonders häufig traten hier in den Grassteppen Herden von Kongonis und Gnus auf. Um unsere Leute und ebenso meine Jagdhunde mit den beabsichtigten Wildaufnahmen vertraut zu machen, kinematographierten wir erst einige Jagdszenen. Die hierzu ausgesuchten Leute bekamen genaue Anweisungen, was jeder zu tun und wie er sich zu verhalten hatte. Die zur Aufnahme hergerichteten Apparate und Stative wurden an die Leute verteilt, die sich stets in unsrer allernächsten Nähe aufhalten mußten, andere dagegen führten unsere Hunde an der Leine und zwar so, daß alle durch ein Signal sofort losgelassen werden konnten. Die ersten Aufnahmen bildeten eine Jagd auf Kuhantilopen. Gedeckt von einem Gebüsch konnten wir nahe an eine Herde heranschleichen und brachten die schönen, großen Antilopen auf den Film. Ein kapitaler Bulle wurde zur Strecke gebracht; die Hunde und unsere Leute traten hierbei in Tätigkeit. Das Aufbrechen und Ausderdeckeschlagen,

sowie das Zerwirken des Wildes hielten wir ebenfalls kinematographisch fest. So ganz ohne Gefahr ist die Jagd auf diese großen Antilopen keinesfalls. Ist das Tier nur angeschweißt und wird dann von den Hunden gestellt, so stürzt es sich wütend auf seine Angreifer. Am gefährlichsten unter diesem Steppenwild, besonders für Hunde, ist die Oryxantilope mit ihren 1¼ Meter langen, spießartigen Hörnern. Das Tier kann, selbst wenn es schon im Wundbett liegt, nur mit einer Kopfbewegung sich vollständig gegen die Angreifer verteidigen. Kennt ein Hund diese gefährlichen Waffen noch nicht, so kann er von den Oryxantilopen leicht aufgespießt werden. Da Licht und Wetter uns günstig waren, gelangen uns die Aufnahmen vortrefflich.

Den vielen Nashornwechseln und den frischen Fährten dieser Tiere nach zu urteilen, mußten die Dickhäuter hier häufig vorkommen. Ein Streifzug in die höheren Regionen durch den Regenwald war erfolglos. Die Weibchen suchen nämlich, um zu werfen, tiefer gelegene Schluchten auf und verlassen diese nicht eher, als bis die Jungen ein gewisses Alter erreicht haben. Diese Gewohnheit der Muttertiere muß man kennen, wenn man beim Fang Erfolg haben will. Ich fand manchmal in einer einzigen Schlucht mehrere Mütter mit ihren Jungen. Keineswegs will ich behaupten, daß die höhere Temperatur in diesen Schluchten allein die Nashornkuh veranlaßt, hier zu werfen; sie bieten mit ihren Felsen, Büschen und Höhlen dem werfenden Tiere auch ruhige und sichere Zufluchtsorte. Der Wald und der strauchige Unterbusch machten uns eine Filmaufnahme unmöglich, obwohl wir in nächster Nähe mehreremal einige Nashörner, unter lautem Gepuste, flüchten hörten. Die Nächte auf diesem Hochlande sind sehr kühl, und feuchte Nebel lagerten dort oft bis spät in den Morgen hinein. Trotz der feuchten Kühle konnte ich auch hier, wie schon früher am Meru, Kitumbin, Longido und Erok, das häufige Auftreten der Nashörner in den höheren Regionen feststellen. Einerseits scheint den Dickhäutern die würzige Vegetation der höheren Gebirgslagen sehr willkommen zu sein, andererseits wird wohl das Tier hier oben wenig vom Ungeziefer geplagt.

* * *

Mehr Jagdglück bezüglich des Erlegens eines Nashorns entwickelte ich gelegentlich einer Fangexpedition, die ich einmal im Gebiete des Erokberges unternahm. Dieser kurze Ausflug war überhaupt für mich an hübschen Jagderfolgen ergiebig und ist mir einmal wegen einer Reihe von Naturbeobachtungen, andererseits wegen des Abenteuers der besagten Nashornjagd so lebhaft in Erinnerung, daß ich mir nicht versagen kann von ihm hier, in aller Kürze, zu erzählen.

An einem Nachmittage verließen wir das Zeltlager unseres Standortes, um die Richtung auf den Erok zu nehmen. Die Gegend ist hier verhältnismäßig einförmig, ein weites von geringem Baumwuchs durchsetztes Steppengelände, auf dem sich ungeheure Scharen von Wild tummeln. Die Sonne schien unbarmherzig auf unsere Köpfe und die lose, von feiner Asche durchsetzte Erde, die unter den Hufen der Pferde hoch aufwirbelte, strahlte den Sonnenbrand von unten wider. Mit der Energie des afrikanischen Weidmanns wurde der brennende Durst bekämpft; endlich kamen einige kühle, kaum wahrnehmbare Lüfte, welche die allmählich einsetzende Kühlung anzeigten. Diese schwachen Winde wehen von den Höhenzügen des Meru und kehren jeden Tag zu einer bestimmten Zeit wieder. Etwa zehn Minuten von der erreichten Wasserstelle machten wir Halt und schlugen unter einer großen Akazie das Lager auf. Die respektable Entfernung von dem Wasser hält der erfahrene Afrikaner stets beim Nachtlagermachen ein, da er sonst in der Dunkelheit mit aller Bestimmtheit den ungeladenen Besuch von Großkatzen aller Art erhalten würde. Denn auch der Löwe und der Leopard löscht seinen Durst hier, ehe Groß- und Kleinantilopen, Zebra und Nashorn zur Tränke ziehen. Die Ochsenwagen waren noch weiter hinter uns; auch mit dem Glas konnten wir nichts von ihnen erkennen.

Da für die Abendmahlzeit unbedingt noch ein kleines Stück Wild erlegt werden mußte, machte ich mich auf die Pirsch. Nicht weit von unserem Lager hatte sich ein kleines Rudel von Thomson-Gazellen eingestellt, und es wurde mir nicht schwer, die zierlichen Antilopen zu überlisten. Einen stärkeren Bock, der sich von der Geis durch das lange Gehörn unterscheidet — die Geis hat nur sehr kurze und merkwürdigerweise sehr oft stark verkrüppelte Hörner — hatte ich bald umgelegt. Es ist in diesem wildreichen Lande für den Jäger keine große Kunst, wahllos ein Stück Wild zu

schießen, denn er findet den Tisch überall reichlich gedeckt, und die Trauben hängen ihm nirgends zu hoch. Selbstverständlich ist der Weidmann trotzdem stets auf die Kugel angewiesen, da das afrikanische Wild stark sichert und man in der ebenen Steppe, ohne Deckung, nicht nahe genug an die Tiere herankommen kann, um die Flinte wirksam sprechen zu lassen. Mit der Beute zurückgekehrt, prasselten bald die Feuer und das ausgezeichnete Abendessen wurde verteilt. Mein Begleiter hatte die Absicht, für das Frühstück am nächsten Tage zu sorgen und ging in der Dämmerung zur Wasserstelle, um einige Tauben zu schießen. Auf seine beiden ersten Flintenschüsse hin wurde es im Dickicht lebendig, und groß war der Schreck, als sich 30 Meter vor dem Auge des Jägers ein mächtiger Mähnenlöwe, der so vollgefressen war, daß er seinen Körper kaum auf den Beinen halten konnte, aus dem Staube machte.

Ich ließ die Zelte für die Nacht nicht erst aufschlagen, da wir am Morgen sehr zeitig aufbrechen wollten, und wir uns in einer moskitofreien Gegend befanden. Wir befreiten die Schirmakazien von den Dornen und ließen Gras für das Lager schneiden. Um das Sattelzeug der Pferde vor der Zerstörungswut der Hyänen und Termiten zu bewahren, wurde es hoch in die Bäume gehängt. Die Pferde wurden vor unserem inzwischen eingetroffenen Wagen angebunden und erhielten ihre Ration Kolbenmais. Das schnell herbeigeschaffte Holz wurde in lustiges Feuer verwandelt, das bald von den in Decken gehüllten Negern umlagert war. Die Nachtwache darf in der afrikanischen Wildnis nie vergessen werden, um zur rechten Zeit einen Angriff von Raubwild vereiteln zu können. Die Luft hatte sich prächtig abgekühlt und ein fröhliches Plauderstündchen fesselte die Europäer, wobei der kleine Schnaps und die dampfende Pfeife sehr zur Gemütlichkeit beitrugen. Die ganze Szene beleuchtete ein kleines Fledermauslämpchen. Endlich siegte die Müdigkeit und alles streckte sich aufs Lager, vom herrlichen Gedanken beseelt, frei wie der Herrgott in der weiten Steppe der alleinige Herrscher zu sein.

Morgens vor dem Hellwerden waren wir auf den Beinen. Langsam meldeten sich die ersten Boten des neuen Tages: Einzelne Vogelstimmen, erst schüchtern, dann immer häufiger und stärker. Bald mischten sich die melodischen Rufe der Frankoline und Perlhühner ein, und die Stimme der

Großtrappe hallte zu uns herüber. Langsam wurde es heller, und nicht lange, da sprang plötzlich die Sonne am Horizont rotgülden hervor. Nunmehr erwachte auch die Insektenwelt: Die Zikaden fielen mit in den gewaltigen Chor ein, und die Steppensymphonie war im vollen Gange. Nur zu bald sollten wir aus unserem erhabenen Gefühl aufgestört werden, denn der Koch kam mit der Meldung, daß der Kaffee bereitstünde. Dieses edle Bohnengetränk schmeckt dort draußen stets mehr oder weniger nach Rauch, da mit nassem Holz gefeuert wird und sich der Rauch dem Getränk, trotz festen Verschlusses, stark mitteilt. Nach kurzem Rüsten saßen wir im Sattel, und hinein ging es in die glitzernde Steppe. Wie Erz schillerten in allen Farben die davonhuschenden Glanzstare, und die Webervögel waren schon emsig in ihrer Kunstwerkstatt mit Massenbetrieb tätig. In einiger Entfernung von uns lief ein kahlhäuptiger Marabu mit gewichtigen Schritten davon; ihm war unsere Nähe anscheinend unheimlich, denn der argwöhnische Großpapa nahm einige Sätze, und mit langsamen Flügelschlägen brachte er seine kostbaren Federn unter dem Schwanz in Sicherheit. Immer wieder mußte ich in der Steppe Halt machen, wenn ein Kampf zwischen dem hochbeinigen Schlangentöter mit dem grauen Gewande und schwarzen Schopfe, dem Sekretär, mit einer Schlange stattfand, der stets mit dem sicheren Tode der letzteren endete. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit führt dieser nützliche Raubvogel blitzschnelle Hiebe nach den häßlichen Reptilen aus, die im Zeitraum einiger Sekunden erledigt sind.

Und wieder begann die mörderische Hitze, die wellenförmig die Luft in der endlosen Steppe flimmern läßt. Eine größere Herde Oryx lag in einiger Entfernung von der Wasserstelle, ohne uns zu beachten. Wie auf Kommando blieben plötzlich die Tiere wie angewurzelt stehen und äugten zu der fremdartigen Erscheinung hinüber. Wir ritten langsam vorbei, da die von uns auserwählte Wasserstelle, für den Abschuß von Wildbret, noch zu weit entfernt lag. Immer noch äugten die Tiere neugierig zu uns herüber, ohne die geringsten Zeichen von Scheu. Nach zwei Stunden Ritt gelangten wir in ein Gelände, in dem alle Wildarten, besonders Oryx, reichlich vertreten waren. Von der Wasserstelle nunmehr nicht mehr weit entfernt, mußte ich daran denken, den nötigen Proviant für die Träger und die Meute in Gestalt von Wildfleisch zu beschaffen. Wir ließen die Pferde zurück und pirschten einen

Oryxbullen an, der etwa 50 Meter abseits der Herde äste. Er hatte uns bemerkt und äugte zu uns herüber, um gleich darauf friedlich weiter zu äsen. Ich schnitt mir einen größeren Zweig aus dem Busch und ging in hockender Stellung, den Busch als Deckung vor mich haltend, auf das Wild zu; mein Gewehrträger folgte mir auf den Fersen. Der Bulle schien beunruhigt und äugte anhaltend nach uns. Ich verhoffte zehn Minuten still hinter meinem Busch, bis endlich der schöne, mit schwarzen Zeichnungen versehene Kopf des Tieres wieder im Grase verschwand. Alle anderen Mitglieder der Herde nahmen keine Notiz von uns. Wind und Luft standen günstig. Langsam kroch ich voran, legte mich flach auf den Boden und nahm die Büchse an die Backe. Nach einem guten Abkommen ließ ich auf eine Entfernung von 150 Meter fliegen. Der Schuß mußte gut sitzen: der Kugelschlag war deutlich zu vernehmen. Mein Boy stand hinter mir und flüsterte: „Bwana Napata" (Herr, er ist getroffen!). Der Bulle zeichnete gut, sprang auf und erhielt die zweite Kugel, worauf er zusammenbrach. Beide Schüsse saßen Blatt; ein Fangschuß in den Hals erlöste das todwunde Tier.

Die Sonne stand bereits im Zenith, und wir ließen uns zur Rast nieder. Am Nachmittage machte ich eine Pirsch auf Grantgazellen, jene Antilopenform, die wie eine vergrößerte Prachtausgabe der Thomsongazelle anmutet. Die Steppe hat hier eine interessante Vegetation, da sich der Busch und der Baumwuchs mehrt. Der Schuß auf den von mir ausgesuchten Grantgazellenbock ging zu hoch; ich schoß dem Tiere buchstäblich das Stirnbein mit dem Gehörn vom Schädel. Nie habe ich ein geschossenes Tier schneller zusammenbrechen sehen. Zu meinem Bedauern war das Fleisch des Bockes voll von eingekapselten Finnen, die sich speziell in dem Fleisch des Rückens und der Hinterschenkel festgesetzt hatten.

Lästiges Ungeziefer aller Art, Parasiten und allerlei Schmarotzer sind überhaupt in den Niederungen dieser tropischen Gegenden eine rechte Plage für das Wild. Wie bereits erwähnt, glaubte ich feststellen zu können, daß sie sich im Hochland vermindert. Dort erlegte ich eigentlich selten Wild, das so ekelerregend von Parasiten befallen war, wie im Tiefland, wo ich die Därme junger Oryxantilopen vollgepfropft von Bandwürmern fand. Zebras leiden ebenfalls sehr unter diesen Schmarotzern. In sehr vielen Ge-

genden herrscht Zeckenplage unter dem Wilde. Die Löwen und andere Raubtiere haben außer den Zecken auch noch Läuse zu Peinigern. Ich erlegte einmal einen Löwen im Winterhochlande, der trotz der feuchten Gegend derartig von Läusen wimmelte, daß auf mich, während des kurzen Anfassens des toten Tieres zu einer photographischen Aufnahme, soviel dieser blutsaugenden Insekten überkrochen, daß ich über und über damit bedeckt war: Die Läuse waren breit und platt wie Wanzen und hatten die merkwürdige Gewohnheit, wie die Krebse, rückwärts zu gehen. Dabei möchte ich bemerken, daß ein Löwe in der Gefangenschaft gewöhnlich ganz anders aussieht als in der Freiheit. Hier ist meist die Mähne nur gering entwickelt und durch das Laufen im Dornendickicht arg zerzaust. Ob der Löwe in der Freiheit ein besseres Dasein fristet, als in der Gefangenschaft, ist sehr die Frage: Viele sind gemästet wie die Schweine, während andere hundemager einherschleichen; dazu sind sie, wie erwähnt, zum größten Teil sehr von Schmarotzern geplagt. Wird der Wüstenkönig alt, und wird ihm das Erlegen von Wild schwer, so stirbt er wohl meistens vor Hunger, wenn er nicht hinreichend Gelegenheit hat, sich die Reste des von jüngeren Stammesgenossen übriggelassenen Risses zuzuführen. Die Zähne und Krallen werden im Alter stumpf, und größeres Wild, wie Zebras und Antilopen, zu schlagen, ist ihm unmöglich. Nicht alle diese Löwen werden Menschenfresser, wie oft in Laienkreisen behauptet wird. Die Nahrung dieser altersschwachen Löwen besteht zumeist aus kleinem Getier, wie Ratten, Mäusen, Hühnern, kleinen Vögeln usw. Von dem Rudel werden die alten Löwen ausgestoßen und sind somit der Einzelgängerei preisgegeben, genau wie alte Büffel und Elefanten.

In ähnlicher Weise, wie das Raubzeug, sind auch andere Tiere, insbesondere die Wasservögel von Schmarotzern geplagt. Alle von mir geschossenen Gänse, Enten, Flamingos, Pelikane und Marabus wimmelten von Ungeziefer. Ich entsinne mich eines Marabufanges, bei dem ich den Vogel nur einige Minuten halten mußte; während dieser Zeit krochen derartig viel Läuse auf meinen Arm, daß dieser über und über damit bedeckt war. Ein Wunder, daß mir der Stelzvogel nicht entwischte, denn die kleinen Blutsauger peinigten mich in ganz infamer Weise. Bemerkt sei, daß die Giraffen meist von einer größeren Zeckenform bewohnt werden.

Nunmehr gelangten wir in eine malerische Gegend, die von den von Schriftstellern so oft erwähnten Flötenakazien bestanden war. Die Flötenakazien sind nur von geringer Höhe; sie treten meist in Strauchform oder als verkrüppelte Bäume auf. Die kegelförmigen, hohlen Samenbehälter haben spitze Dornen und werden oft von den Ameisen durchbohrt und als Unterschlupf benutzt. Wenn ein leichter Wind durch diese Löcher streift, so entsteht eine höchst eigenartige Flötenmusik in den verschiedenen Tonlagen und -stärken. An einem Platz, der dicht von Flötenakazien besetzt war, schlugen wir das Lager auf. Am folgenden Tage stieß ich bei einem kleinen Spazierritt auf Nashornlosung und -fährten. Sogleich sprang ich vom Pferde und nahm es am Zügel, damit es sich beim Hervorbrechen des Ungetüms nicht erschrecken sollte. Dabei fällt mir eine sehr heitere Geschichte ein. Wir ritten in der Masaisteppe, und mein Begleiter äußerte scherzhafterweise: Wenn jetzt ein Nashorn aus dem Gebüsch kommt, muß der erste, der vom Pferde fällt, eine Flasche aus seiner Proviantkiste zum besten geben! Es dauerte nicht lange, da war der an die Wand gemalte Teufel da: Prustend sauste ein Nashorn aus dem Gebüsch hervor, und mein Freund, der ein Maultier ritt, flog aus dem Sattel und fand sich im Dornbusch wieder. Glücklicherweise stürzte der Dickhäuter vorüber und etwa 100 Meter hinter uns in die mit Wasserlasten ausgerüstete Eselkarawane hinein. Ein Grautier wurde von dem Rhinozeros angerannt und zwei Wasserkannen flogen in weitem Bogen auf die Erde, wo sie das plumpe Tier regelrecht verboxte und später platt wie den Erdboden trat. Dieses Erlebnis spielte sich in einem dicht von Dornengebüsch besetzten Gelände ab, so daß die Attacke leider nicht verhindert werden konnte.

Bei meinem Spaziergang, mit dem Pferde am Zügel, kam ich allmählich in offenes Gelände. Ich war gerade im Begriff, mich wieder in den Sattel zu schwingen, als plötzlich 70—80 Meter vor mir ein stattlicher Nashornbulle gemächlich dahertrottete. Es mochte etwa gegen 8—9 Uhr sein. Der Bulle hatte sich jedenfalls bei seinem nächtlichen Spaziergang verspätet, denn die Nashörner schlafen während der heißen Tageszeit im Schatten von Büschen und Bäumen. Das Riesentier hatte mich bereits gesichtet, denn es wandte sich blitzschnell auf mich zu und attackierte mich regelrecht. Hier hieß es sich nicht lange besinnen. Hinter meinem Pferde stehend, feuerte

ich auf den Hals, wovon das Tier keinerlei Notiz nahm. Auf den zweiten und dritten Schuß hin drehte es sich, so daß ich einen guten Blattschuß anbringen konnte. Beim fünften, auf das Blatt abgegebenen Schuß tat sich das Tier nieder und verendete. Ich schwöre auf meine 9,3 Millimeter-büchse; sie ist für Dickhäuter zweifellos die beste Waffe, denn mit einem Kopfschuß ist ein Nashorn auf der Stelle zu töten. In diesem Falle, wo das Tier in rasender Eile auf den Jäger zukam, läßt sich ein Kopfschuß natürlich sehr schlecht anbringen. — Auch dieses Nashorn hatte sehr unter Schmarotzern zu leiden, die mehrere Stellen am Körper, besonders die Weichteile, wundgefressen hatten. Das Tier hatte anscheinend auf Lateritboden gesuhlt, denn es trug eine ausgesprochene rote Farbe. Das Vorderhorn hatte eine respektable Länge; es schmückt jetzt neben einer Anzahl anderer Beutestücke mein Heim, und oft und gern wandern die Gedanken bei ihrem Betrachten wieder hinaus in die herrlichen Steppengebiete Ostafrikas.



III. Kapitel

Vom Ngoro-Ngoro-Krater zum Nyarasasee

Das bis jetzt durchwanderte Plateau ist von hohen Gebirgsketten durchzogen. Die abwechslungsreichen Landschaftsbilder mit ihren dunkelgrünen Wäldern und flechtenbehangenen Bäumen, unterbrochen von waldwiesenartigen Flächen, die mit duftenden Blumen und wermutartigen Kräutern reich bestanden waren, ließen uns ganz vergessen, daß wir uns in der Nähe des Äquators befanden. Das wundervolle Klima entspricht etwa dem Sommer Deutschlands. Allenthalben tummelten sich in den zwischen Bergen und Kratern liegenden Flächen große Wildherden. Den überwältigendsten Eindruck hatten wir jedoch, als wir an dem einzigen Zugang des mächtigen Ngoro-Ngoro-Kraters anlangten. Dieser etwa 25 000 Hektar fassende Kessel, mit seinen hohen bewaldeten Randgebirgen, ist ausschließlich mit Gras bewachsen und umschließt außer einem Sumpf noch einen Salzsee, der während des Sommers ziemlich stark austrocknet, da er nur von wenigen Quellen gespeist wird. Dieser Krater ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Wilddorado. Unübersehbare Wildmassen tummeln sich in seiner Ebene, namentlich Gnus, Zebras, Grant- und Thomsongazellen. Nach meiner Schätzung leben hier im Krater mindestens 30 000 Tiere dieser Arten. In dem Sumpf hausen noch Flußpferde und an den vielen Elefanten- und Nashornfährten kann man erkennen, daß auch diese Tiere häufig durch den Krater wechseln. Natürlich fehlt auch das Raubzeug nicht. Wir durchquerten den Kessel, und während unsere Schwarzen am jenseitigen Rande das Lager aufschlugen, besuchten wir zwei deutsche Herren, die in diesem Tierparadies Farmen angelegt hatten.

Wenn man tagelang in der Wildnis gelebt hat, so wird man doppelt

angenehm von einer behaglichen Häuslichkeit berührt. Andererseits — wie freut sich ein Farmer, der längere Zeit vom Verkehr so ziemlich abgeschnitten war, wenn er mit Landsleuten über die Heimat, über gemeinsame Bekannte einmal plaudern kann. So wurden wir denn aufs beste von unseren deutschen Brüdern aufgenommen und bewirtet. Mit Stolz zeigten sie uns ihre Plantagen, ihre Ställe und Krale. Sie waren sich dessen bewußt, daß sie eine tüchtige Pionierarbeit für ihr deutsches Vaterland im schwarzen Erdteile leisteten und gaben uns beim Abschied noch eine Reihe wertvoller Ratschläge, an welchen Plätzen wir im Ngoro-Ngoro-Krater am besten unseren Zweck erreichen würden, der in erster Linie darin bestand, schöne Wildaufnahmen zu machen.

Der Kraterkessel im Durchmesser von etwa 20 Kilometer schien uns für unsere kinematographischen Zwecke wie geschaffen. Alles wurde für die Aufnahme hergerichtet, der Apparat an geeigneten Plätzen aufgestellt und das Wild photographiert, aber die scheuen und klugen Gnus waren sehr schwer vor die Linse zu bringen. So versuchten wir es mit unseren Pferden, die Wildherden auf den Apparat zuzutreiben, was auch einigemale, natürlich mit den größten Schwierigkeiten gelang. Einmal glückte es uns, eine Herde von etwa 400 Zebras und Gnus vor den Apparat zu bringen; derselbe war so versteckt aufgestellt, daß die Tiere etwa 15 Meter davon entfernt vorbeikommen mußten. Die Aufnahme, welche wunderbare Bilder versprach, war in vollem Gange, da riß mitten im Kurbeln der Film und alle Mühe war vergebens; denn bis der Film wieder zusammengesetzt war, hatte die Herde schon längst in toller Flucht das Weite gesucht. Ein andermal kam ganz von selbst eine Herde von 700 bis 800 Stück direkt auf den Apparat zu, den wir in einer Bodenvertiefung aufgestellt hatten. Mein Begleiter begann zu kurbeln, da stutzten plötzlich die Leittiere und ein Teil der Herde wollte nach links ausweichen. Ich stand neben dem Apparat und als ich das Abbiegen der Tiere bemerkte, warf ich mich rasch auf mein Pferd, um ihnen an der Abschwenkungsstelle den Weg zu verlegen. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit an, um die von der Seite auf mich zustürmenden Gnus mit einigen Revolverschüssen aufzuhalten und zur Umkehr zu zwingen, und so konnte die an dem Apparat vorbeistürmende Herde auf den Film gebracht werden. Meine Frau schaute dem einzigartigen

Schauspiele, das wohl zum ersten Male von einer Europäerin gesehen worden ist, zu Pferde zu. Während des aufregenden Vorganges scheute aber ihr Pferd vor den vielen herannahenden Gnus, ging mit ihr durch, und raste in vollem Galopp meinem Pferde nach. Für eine ungeübte Reiterin hätte die Sache gefährlich werden können; sie aber kam mit einem gelinden Schrecken und dem Verlust des Hutes davon.

Diese Arten von Treibjagden glücken nicht immer. Es ist uns öfter passiert, daß wir Herden von mehreren Tausend Antilopen und Zebras zusammen hatten und sie auf den Apparat zutrieben. Bei der Unberechenbarkeit dieser Wildarten kam es meistens vor, daß die Tiere in wilder Flucht umkehrten, und ehe man es sich versah, steckte man auf einmal in einem wahren Meer von Tierleibern. In einem solchen Gewimmel mit dem Pferde zu stürzen, hieße wohl dem sichern Tode preisgegeben sein.

Hochinteressant ist es zu beobachten, wie die jungen Gnus neben ihren Müttern herlaufen und wie sie von denselben beschützt werden. Ich habe später mehrere junge Gnus gefangen. Diese Tiere sind so ausdauernd und schnell im Laufen, daß man sie nur mit einem sehr guten Pferde einholen kann. Einmal hatte ich ein Junges im Jagen von der Mutter getrennt und mit dem Lasso gefangen. Schon kam die Alte nachgesaust und ging mit gesenkten Hörnern auf mich und mein Pferd los. Da ich ohne Waffe war, ergriff ich eine Handvoll Sand und warf damit nach ihr. Sie stutzte, aber nur durch das Herannahen meines Begleiters konnten wir die Alte vertreiben. Beim Jagen bleiben Muttertier und Junges durch ihr eigenartiges Gebrumme, das sich wie „äh" und „mmh" anhört, stets miteinander in Verbindung. Dieselben Laute stoßen sie auch während des Äsens in der Nacht aus und so ist es dem Löwen wohl ein leichtes, eine Gnuherde ausfindig zu machen und zu beschleichen. Ganz junge Gnukälber sehen, in ihrem rotbraunen wolligen Pelz, ganz drollig und putzig aus. Der dicke Kopf mit dem breiten Maul, die großen verschließbaren Nüsterklappen und das verhältnismäßig kleine Hinterteil geben dem Tiere ein drolliges Aussehen. Es gelang uns, trotz vielen Ungemachs, in dieser Gegend wunderbare Aufnahmen von Wild in der freien Natur zu machen. Auch den Augen prägten sich diese Bilder unauslöschlich ein, besonders eins, wo Hunderte von Gnus mit ihren dicken gehörnten Köpfen, flatternden Mähnen und

peitschenden Schwänzen, auf den schlanken Läufen dahinrasten. So ähnlich, stellte ich mir vor, muß wohl der Eindruck sein, wenn eine Bisonherde über die amerikanische Prärie stürmt.

An dem bereits erwähnten See, der von einer Menge von Vögeln belebt war, befand sich ein kleiner Akazienwald. Er war gleichzeitig der Ruhe- und Horstplatz vieler Reiher, besonders der Ibisse. Um das Leben und Treiben dieser Vögel auf den Film zu bringen, verlegten wir unser Lager dorthin. Es gelang uns, eine ganze Reihe von interessanten Aufnahmen zu machen; auch glückte es mir, eine Anzahl junger Vögel zu fangen. Sie wurden bald so zahm, daß wir sie frei im Lager umherspazieren ließen. Sie zeigten eine besondere Vorliebe für unsere Waschschüsseln, die sie als Badewannen benutzten. Auch hiervon machten wir eine Aufnahme. Aber nicht nur die jungen gefangenen Vögel waren zutraulich, sondern auch die alten; besonders die Kuhreiher, die man häufig in der Steppe auf Zebras und auf anderem Wilde sitzen sieht, um ihnen Zecken abzusuchen, kamen ganz ungeniert zu unseren Eseln und Pferden, um hier das gleiche zu tun.

Die Raubvogelwelt war ebenfalls sehr stark vertreten. Wie gefräßig diese Vögel sind und mit welcher Schnelligkeit sie ein gefallenes oder erlegtes Tier verzehren, zeigt folgendes Beispiel: Nur wenige Minuten vom Lager entfernt, erlegte ich in der freien Ebene ein Gnu. Ich kehrte zum Lager zurück, um Leute zum Wegtransportieren der Beute zu holen. Ehe die Leute hinkamen, war etwa eine halbe Stunde verflossen. Anstatt des Wildbrets fanden sie nur das Gerippe vor; die Aasgeier hatten in dieser kurzen Zeit das ganze Fleisch aufgefressen. Dem Jäger ist es daher zu empfehlen, eine Wache bei dem erlegten Stück zurückzulassen oder dasselbe mit Dorn und Busch zuzudecken.

Ekelerregend ist es anzusehen, wie die Geier ihre Beute zerfleischen. Mit großem Geschrei fallen sie darüber her, reißen mit ihren scharfen Schnäbeln die Weichteile auf und holen die Eingeweide heraus. Einer mit dem Ende des Darmes hüpft mehrere Meter nach rückwärts und zerrt den Rest in der ganzen Länge heraus. Andere fallen darüber her und versuchen einander die Beute zu entreißen. Im Augenblick ist die schönste Balgerei im Gange; es regnet Hiebe mit Schnäbeln und Fängen, daß die Federn fliegen. Andere wieder haben sich bereits unter der Haut durchgearbeitet,

holen immer mehr Fleischfetzen heraus und sehen schon ganz blutig und schmutzig aus. In philosophischer Ruhe steht der Marabu abseits des Getümmels und schaut dem wilden Durcheinander zu. Natürlich gehen bei der Rauferei Fleischstücke verloren. Mit einer verblüffenden Schnelligkeit hat der Marabu solch ein Stück erfaßt, wirft es mit einer eleganten Bewegung hoch und klapp — ist es verschwunden. Manche Aasgeier haben sich den Kropf derart vollgefressen, und dadurch ihr Körpergewicht so erschwert, daß sie nur mit großer Mühe wieder hochfliegen können.

Von vierbeinigen Räubern sind besonders häufig Löwen und gefleckte und gestreifte Hyänen vertreten. Ein solches geflecktes Tier erlegte ich einmal morgens im Dämmerlicht. Dasselbe war von außergewöhnlicher Größe, so daß ich es zuerst für einen Löwen ansprach.

Nach wenigen Wochen hatten wir mehrere tausend Meter interessante Filme aus dem Tierleben aufgenommen. Ich machte noch mit einigen Trägern Abstecher in das hier südlich an den Kraterrand herantretende Mutjekgebirge, um zu erkunden, ob sich zur Zeit Elefanten dort aufhielten. Nach dreiviertelstündigem, mühseligem Aufstieg, einem Elefantenwechsel folgend, erreichten wir dichten Urwald. Wir drangen noch weiter vor und gelangten, immer höher steigend, in die Bambusregion. Die vielen frischen Büffel- und Wildschweinfährten zeigten uns die Anwesenheit dieser Tiere an. Die Elefantenfährten waren jedoch durchweg alt. Anscheinend hatten sich die Dickhäuter nach dem weiter südlich gelegenen Manyarasee verzogen und es war zwecklos ihnen zu folgen. So bekamen wir außer einem kapitalen Büffel, der auf einer Waldwiese äste und in den Bambus flüchtig wurde, weiter nichts zu sehen.

Nach zweitägiger Abwesenheit erreichten wir wieder unser Lager im Kraterkessel und rüsteten uns zum Aufbruch nach dem Nyarasasee, dem aber noch ein Abstecher in die wildreiche Seringetisteppe vorangehen sollte. Der Aufstieg mit dem ganzen Karawanentroß aus dem Ngoro-Ngoro-Krater war ebenso mühsam, wie jener am Großen Graben bei Engaruka.

Oben am Kraterrand, etwa 1800—2000 Meter hoch, herrschte dichter Nebel und kalter Wind. Vor morgens 10 Uhr wurde es nicht klar und schon um 4 Uhr nachmittags setzte der feuchtkalte Nebel wieder ein. Unsere Neger und auch wir froren sehr. Nur nachts während der Rast gewährten



Filmaufnahme einer vorüberstürmenden Gnuherde
3. Kapitel

Kajanda, der Nashornboy, mit seinen Pfleglingen

Schulz' Weißbart-Gnu Connochaetes albojubatus schulzi Zukowski

die Lagerfeuer Wärme. Der Holzreichtum war hier sehr groß und die Neger schleppten jeden Abend große Mengen dürrer Äste für das Feuer herbei. Wir trieben zur Eile an, um in tiefer gelegene Gebiete zu kommen. Der Regenwald, die steilen Schluchten und besonders die mit Felsblöcken übersäten Bergrücken hemmten unser Vorwärtskommen.

Nach einigen Tagen erreichten wir ebenes Gelände, die sogenannte Seringetisteppe, das Land, das für jeden Kenner die Zukunft des europäischen Landwirts und Viehzüchters bedeutet, obwohl dies von alten Ostafrikanern nicht recht zugegeben wird. Es wurde immer behauptet, daß es dort kein Wasser gäbe. Das kann wohl nicht sein, denn es herrscht dort ein wunderbares kühles Klima. Eine Gegend, die bis 1000 Millimeter Niederschläge aufzuweisen hat, überall mit kräftigen Gräsern und Baumwuchs bestanden ist, und Hunderttausende von Herdentieren, wie Zebras, Antilopen und anderes Wild beherbergt, kann wohl nicht wasserarm sein. Ich habe auf meinen früheren Reisen in anderen Erdteilen Gegenden gesehen, die kaum die Hälfte der Feuchtigkeitsmenge aufzuweisen hatten und trotzdem erfolgreich bebaut wurden, so z. B. die amerikanischen Prärien, wo nur 200 bis 300 Millimeter Regen fällt und trotzdem große Getreideernten erzielt werden. Auf unserem Marsche fanden wir in Tümpeln und Schluchten genügend Wasser.

Wir drangen weiter in südlicher Richtung vor, einem Nashornwechsel folgend, und bemerkten bald frische Losung. Das Vorhandensein von Nashörnern erkennt man nicht nur an ihren Wechseln, sondern das sicherste Zeichen ist ihre Losung. In Gegenden, wo gleichzeitig auch Elefanten und Flußpferde vorkommen, ist Nashornlosung an ihrem strengen Tabak- und Kräutergeruch und ihrem häckselartigen Aussehen leicht von der des Elefanten oder Flußpferdes zu unterscheiden. Ferner hat das Nashorn die Gewohnheit, seine Losung seitwärts des Wechsels möglichst an ein und derselben Stelle abzugeben und dann mit den Hinterläufen einzuscharren, bzw. auseinanderzuschlagen. Die Losungsanhäufung nennt man Nashornpost. Auch diese trafen wir an.

Nach mehreren Marschtagen waren wir in tiefer gelegene Gegenden gekommen und die Temperatur hatte schon wieder beträchtlich zugenommen. Wir befanden uns bereits im Vorgelände des Nyarasagrabens. Die Ge-

gend ist von vielen Hügelketten mit zerklüfteten Schluchten durchzogen; die Vegetation beschränkt sich auf hohe Gräser, Bäume und dichten Dornbusch. Beim Durchziehen einer Talmulde wurde plötzlich ein Nashorn mit einem Jungen vor uns flüchtig. Durch den unwegsamen Pfad konnte die Karawane nur langsam folgen, und, auf ein solches Zusammentreffen nicht vorbereitet, hatten wir alle Hunde sowie die Leute mit den Apparaten zurückgelassen. Trotzdem durften wir die Tiere auf keinen Fall aus den Augen verlieren. Nur von einem Neger begleitet, rannten Schumann und ich, so schnell wir laufen konnten, den beiden Nashörnern nach. Nach 1½ stündiger Verfolgung hatten wir die Tiere auf einem halbinselartig auslaufenden Bergabhang gestellt. Sie hatten sich verlaufen, konnten den steilen Abhang nicht hinunter und wandten sich zurück gegen uns. Durch einen Schreckschuß brachten wir die Kuh in wilde Flucht; kaum 20 Meter von uns entfernt brach sie durch. Das Junge wollte ihr folgen, aber ich warf mich ihm in den Weg und hielt es an beiden Ohren fest, während Faru, der Neger, es beim Hinterbein erwischte. Das junge Nashorn war aber schon sehr kräftig und beutelte mich hin und her; die schweißigen Ohren glitten mir aus der Hand und ich wurde beiseite geschleudert. Der Neger, der das Tier am Bein festgehalten hatte, erhielt einen gehörigen Stoß und das junge Biest stürzte zum Angriff auf mich los. Ich lief auf einen Baum zu, das wütende Tier hinter mir her; immer um den Baum herum ging die Jagd. In dieser peinlichen Lage kam mir, ebenfalls noch atemlos vom raschen Lauf, Schumann zu Hilfe. Er versuchte dem Tier den Lasso überzuwerfen, fehlte aber und sofort nahm das Nashorn ihn an. Dadurch gewann ich Zeit Atem zu schöpfen, und meinen Lasso zu richten, während mein Begleiter in komischen Sprüngen dem Wüterich auszuweichen versuchte. Dabei erhielt er am Bein einen so heftigen Stoß, daß die oberen Riemen seiner Ledergamaschen platzten und diese ihm am Bein herumbaumelten und seine Bewegungsfreiheit noch mehr hinderten. Ich eilte nun Schumann zu Hilfe und versuchte dem Tiere die Fangschlinge überzuwerfen. Vom Busch behindert, ging der Lasso fehl und gleich stürzte sich das unermüdliche Tier von neuem auf mich; die wilde Jagd ging wieder um den Baum herum. Allen denen, die behaupten, daß das Nashorn ein plumpes Tier sei, wünsche ich ein gleiches Abenteuer zu erleben, um sich

von der Gewandtheit, Gelenkigkeit und Ausdauer dieses Geschöpfes zu überzeugen. War uns die Situation anfänglich nur komisch erschienen, so fing sie jetzt an unangenehm zu werden. Wir waren vom Laufen derartig erschöpft, daß wir des Tieres nicht Herr werden konnten. Da kam endlich, wie gerufen, mein bester Rüde „Prinz", der sich von der Leine losgerissen hatte, zu Hilfe und stürzte sich auf den Dickhäuter. Nun war es an ihm, sich des zudringlichen Hundes zu erwehren. So gelang es mir endlich, den Lasso richtig zu werfen und das Nashorn wurde mit zwei Stricken an einem Baum festgebunden. Müde und durstig setzten wir uns nieder, um unsere Karawane zu erwarten. Nach einer Weile kamen zwei Neger, die unseren Spuren gefolgt waren, an und brachten die Wasserflaschen, mit der Meldung, daß die Karawane infolge des beschwerlichen Weges noch weit zurück sei und unsere Richtung verloren habe. Um der Karawane unseren Aufenthaltsort anzuzeigen, machten wir ein großes Feuer. Dabei geriet das trockene Steppengras in Brand und im Nu lief eine Feuerwelle durch die Talmulde aufwärts gegen einen Hügelrücken, hinter dem unsere Leute herankamen. So befand sich meine Frau mit ihnen plötzlich in einem Feuermeer. Pferde und Esel scheuten in wildem Schrecken. Die Schwarzen aber, an derartiges gewöhnt, schlugen mit abgerissenen Buschästen die Flammen aus und die Karawane kam ohne Schaden hindurch.

An geeigneter Stelle, in allernächster Nähe des Fangplatzes wurde das Lager aufgeschlagen. Unsere größte Sorge war nun, in diesem steinigen Gebiet Wasser aufzutreiben. Sofort schickte ich einige Leute auf die Suche. Alle anderen bauten um das Lager herum einen großen Verhau aus Busch und Dornen, denn ich befürchtete, die alte Nashornkuh würde zurückkommen, um ihr Junges zu suchen, und dabei das Lager überfallen.

Der angebundene Dickhäuter sollte nun in das 150 Meter entfernte Lager übergeführt werden. Ich löste die Fangleinen vom Baume und mein Begleiter und ich nahmen, unter Zuhilfenahme einiger Neger, jeder einen Strick in die Hand. Kaum merkte das Nashorn, daß die Stricke locker wurden, so unternahm es auch einen Anlauf auf die vor ihm stehenden Leute. Wie auf Kommando ließen alle Schwarzen die Stricke los und rissen aus; Schumann und ich hielten aber fest. Der Wüterich nahm bald

mich, bald meinen Gefährten an, und so — die Lage und Richtung ausnützend, und die tollsten Sprünge und Wendungen ausführend — erreichten wir nach und nach das Lager. Hier wurde das Nashorn wieder an einen Baum gebunden und in Ruhe gelassen.

Inzwischen kehrten die ausgesandten Leute mit der Meldung zurück, daß sie gleich neben uns in einer Schlucht Wasser gefunden hätten, jedoch läge es so tief und versteckt, daß es unmöglich sei, die Esel daraus zu tränken. Wir begaben uns nun selbst in die Schlucht, um die Stelle zu besehen. Eine wildromantische Szenerie enthüllte sich plötzlich vor unseren Augen. Durch eine tiefe Spalte vordringend, stießen wir zwischen hohen Felswänden auf stufenförmig hintereinanderliegende große Gletschermühlen, in deren glattem Grunde Mahlsteine von etwa einem Meter Durchmesser lagen. Die 4—6 Meter breiten und 3 Meter tiefen Gletschermühlen enthielten viel kristallklares Wasser. Mit Leichtigkeit konnte es mit Eimern herausgeschöpft werden und ich war der größten Sorge enthoben; denn durch den Nashornfang war der Weitermarsch auf mehrere Tage unterbunden.

Das 65 Zentimeter hohe Nashorn benahm sich gegen uns sehr feindlich. Alles, was sich ihm näherte, wurde unter Pusten angegriffen und mit seinem harten und äußerst beweglichen Kopfe verboxt. Eine Schüssel Milch, die ich dem Tiere langsam hinschob, flog in hohem Bogen über den Kralrand. Erst nach und nach gelang es mir, den Dickhäuter durch gütige Behandlung zu der Erkenntnis zu bringen, daß es hier nur mit Freunden zu tun habe. Der aufregende Tag und das glückliche Fangergebnis wurde mit einer Flasche Sekt, die wir in einer der Gletschermühlen gekühlt hatten, beschlossen und das Nashornfräulein wurde bei dieser Feier auf den Namen „Liesel" getauft.

Das Lager hatte ich mit Wachen umgeben und einen im Lager stehenden Baum für den Fall einer Gefahr als Hochsitz für meine Frau herrichten lassen. Die Nacht verlief jedoch ruhig, ohne daß wir von der Nashornmutter etwas merkten.

Um der Karawane frisches Fleisch zu beschaffen, gingen wir auf die Pirsch, aber außer Nashörnern war das Wild in diesem Gelände sehr rar und so kehrten wir nach mehreren Stunden nur mit einigen erlegten

Frankolinen zurück. In der Nähe des Lagers hörten wir plötzlich das miauende Klagen eines jungen Nashorns. In der Meinung, Liesel sei ausgebrochen oder die Alte habe das Lager überrannt, eilten wir rasch zur Stelle. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich meine Frau, Herrn Bergmann und einige Schwarze um ein junges Nashorn versammelt fand. Hocherfreut über ihren glücklichen Fang teilte mir meine Frau den Vorgang mit. Die Schwarzen hatten unweit vom Lager die Pferde und Esel geweidet, als sie ein junges Nashorn ohne Mutter langsam auf einem Wechsel daherkommen sahen. Rasch liefen sie zurück, um es im Lager zu melden. Mit Fangstricken ausgerüstet, eilten meine Frau, Bergmann und alle verfügbaren Schwarzen an Ort und Stelle, ergriffen das Nashorn und banden es fest. Mir war die Sache anfangs unverständlich, aber bald erkannte ich, daß das gefangene Tier krank war, und wohl von der Mutter verlassen worden sei. Das Tier war ziemlich mager und nahm die dargebotene Milch ohne Widerstand zu leisten willig an. Aus dem Umstande, daß das Tier keine Losung von sich gab, nahm ich an, daß es an hartnäckiger Verstopfung leide. Der Negerjunge „Peter" mußte mit seiner kleinen ölbeschmierten Hand den Tierarzt spielen. Er förderte ganz harte Brocken Kot zutage, und richtig, die Operation brachte dem jungen Rhinozeros sichtlich Erleichterung und es begann wieder zu fressen. Unser Wasser in der Schlucht ging allmählich auf die Neige, und wir mußten an den Weitermarsch denken. Liesel hatte sich nach achttägiger Gefangenschaft so an uns gewöhnt, daß sie, ohne an Stricken geführt zu werden, uns nachlief. Das zweite Tier war noch zu schwach, um die Tagemärsche mitmachen zu können und ich gedachte erst, dasselbe auf einer Tragbahre mitzuschleppen. Hierzu benötigte ich aber 8 Träger; außerdem hatten wir ein besonders schwieriges Gelände zu passieren. Undurchdringliches Dornendickicht und zerstreut liegende Felsblöcke machten es unmöglich, daß Leute mit einer 300 Pfund schweren Last nebeneinander gehen konnten. Dazu kam noch ein steiler Abstieg, wo jedermann mit sich selbst zu tun hatte. Der Transport wäre für das Tier eine große Quälerei geworden und schließlich wäre es doch eingegangen. Daher entschloß ich mich schweren Herzens, dem kleinen Dickhäuter, nachdem ich ihn nochmals gefüttert hatte, in der Nähe der Wasserstelle die Freiheit wiederzugeben.

Liesel machte uns beim Abmarsch noch einige Schwierigkeiten, da sie immer wieder in ihren Kral zurücklief. Bald hatte sie jedoch begriffen, folgte willig nach und blieb wie ein Hund bei uns. Wir zogen auf einem Hügelrücken entlang und sahen bereits tief unter uns die großen, weißen Salzsteppen liegen. Am Nachmittag erreichten wir als Abstiegstelle einen in die Tiefe führenden Nashornwechsel, und nach Überwindung großer Strapazen langten wir abends unten an.

Wir zogen auf einige Zeit in der Sohle des Grabenfußes entlang und stießen endlich auf ein kleines Bächlein. Wir machten hier Lager und alles legte sich ermattet zur Ruhe. Zu meinem Schrecken bemerkte ich aber mitten in der Nacht an unserer Wasserstelle Tsetsefliegen. Hier durften wir auch keine Minute länger bleiben. Sofort ließ ich aufbrechen, denn ich fürchtete, daß meine Tiere von den gefährlichen Insekten infiziert werden könnten. Wir zogen in nördlicher Richtung auf den See zu und langten morgens in einem Gelände an, das mit großen Schirmakazien bestanden war. Wir suchten gerade eine passende Stelle als Lagerplatz, als plötzlich ein Rudel Schwarzfersen-Antilopen auf uns zustürzte, uns bemerkte und dann dicht vor uns in den Busch abschwenkte. Bald war uns die Ursache dieser Erscheinung klar. In wenigen Hundert Meter Entfernung tauchten zwei jagende Löwen auf, äugten nach uns und verschwanden dann ebenfalls im Gebüsch. Sofort sandte ich Leute zurück, um die hinter uns kommende Karawane zu warnen. Eine weithin sichtbare Baumgruppe wurde als Treffpunkt bestimmt. Mein Begleiter und ich nahmen die Verfolgung auf, und wir kamen nach einer Stunde mit einer Schwarzfersenantilope bei der verabredeten Baumgruppe wieder an. Auch die Karawane näherte sich bereits derselben zusehends.

Hier wollte ich einmal unsere Leute auf die Probe stellen und sehen, was sie im Falle eines Angriffes von Löwen machen würden. Wir kletterten auf einen Baum, versteckten uns in der Krone und als die Karawane in der Nähe angefangen hatte abzusatteln, ahmte ich das furchtbare Brüllen des Steppenkönigs nach. Ein wildes Durcheinander war das Resultat, denn alle waren der Meinung, daß einer der vor kurzer Zeit gesehenen Löwen noch in der Nähe sei. Meine Frau sprang entschlossen auf ihr Pferd, um abzureiten. Bergmann schrie nach seinem Gewehr. Die Neger verloren

den Kopf und flüchteten, alles im Stiche lassend. Nur der Gewehrträger, den wir als Boten zurückgeschickt hatten, merkte den Schwindel und grinste vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Natürlich gaben wir uns sofort zu erkennen und der kleine Scherz endigte unter allgemeiner Heiterkeit.

* * *

Eine sehr beliebte, afrikanischen Forschungsreisenden und Weidleuten bei Führungen oder Vorträgen vorgelegte Frage ist, ob die großen Raubtiere und Dickhäuter draußen in der Wildnis „so gefährlich" seien und den Menschen ohne weiteres „anfallen". So einfach und leicht es scheint, diese Frage zu beantworten, so schwierig ist es, eine kurze Erklärung zu geben. Zunächst muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß man sich von den Vorstellungen früherer Erzählungen, Reisebeschreibungen und auch gewisser Naturgeschichtswerke freimachen muß. Nach solchen alten Werken sind wir z. B. gewöhnt, den Löwen als „König" der Tiere, hochaufgerichtet mit erhobenem Haupte auf einem Stein stehend und mit königlichem Blick in die Ferne schauend, zu sehen. Genau wie wir uns daran gewöhnen mußten, den Herrscher des glühenden tropischen Dschungelmeeres, den Tiger, auf den weiten Schneefeldern des Amur und den vereisten Hängen des Altai, mit dickem Wollpelz dargestellt zu sehen, so müssen wir jetzt durch die gewissenhafte Beobachtung des Forschers und die verbürgte Naturkunde der Photographie glauben, daß der „König der Tiere" in seinem „Reiche" ein großer Drückeberger ist, der eher etwas Feiges und Kriechendes, als Imposantes und Majestätisches an sich hat und sich am Tage kaum einmal aus dem Dickicht wagt. Die meisten modernen Afrikaner berichten, daß sie durch einen majestätischen Eindruck von einem Löwen in der Freiheit noch nicht überrascht worden seien, sondern daß sich der Tierherrscher so schnell wie möglich aus dem Staube macht und gewöhnlich meist noch früher, ehe der Mensch den Fliehenden gewahrt. Er ist also ein friedliches Tier, wie jedes andere, wenn es nicht im Schlafe oder beim Mahle gestört oder erschreckt wird, denn in solchen Fällen ist auch bei dem Löwen ein kritischer Moment gekommen, der ihn zum Annehmen bewegt. Ein schwieriger Punkt in der Beantwortung der

angeführten Frage basiert aber auf der individuellen Verschiedenheit der Charaktere der Tiere. Auch das Temperament der großen Raubtiere ist oftmals, bestimmten Gebieten und Länderstrichen nach, recht verschieden. Wir wissen beispielsweise, daß der kleine, helle Somalilöwe sehr leicht angreift, während der Löwe der Masaisteppe und aus Nordost-Rhodesia, wie ich aus eigener Anschauung weiß, durchaus nichts mit dem Menschen zu tun haben will, wenn dieser ihn zufrieden läßt. Daß manche Stücke besonders angriffslustig sind, ist selbstverständlich und eine individuelle Erscheinung des Temperaments, nicht anders wie beim Menschen. So sind mir z. B. Fälle bekannt, nach denen Löwen zahm wie Haustiere wurden. Indes ist eine gewisse Vorsicht in ihrer Nähe stets geboten; wie oft haben sich Großkatzen völlig zahm und harmlos in der Gefangenschaft gezeigt, viele sogar bis an ihr Lebensende. Andere wieder wurden im Alter bösartig und vergaßen die Wohltaten ihrer Pfleger bald.

Einige Episoden mit gefangenen Löwen fallen mir dabei ein. Eine Dame besaß in Britisch-Ostafrika einen wundervollen Mähnenlöwen, der ihr auf Schritt und Tritt folgte, überhaupt vollkommen die Eigenschaften eines guten Haushundes annahm und auch gegen Fremde keinerlei feindliche Stimmung zeigte. Während der Nacht wurde er an eine Kette gelegt und verbrachte den Tag über in der Gesellschaft seiner Pflegerin. Eine geplante Europareise rückte näher heran und so hatte die glückliche Besitzerin beschlossen, ihr Lieblingstier mit in die Heimat (England) zu nehmen. Die Heimreise war glücklich verlaufen und „Simba" hatte die Seereise, allerdings auf dem Passagierdampfer in einem starken Transportkäfig, verbringen müssen. Schon war die Dame mit dem Tiere mehrere Wochen auf ihrem Gute, als eines Tages ihr Bruder, ein Offizier, welcher schon recht oft auf dem Gute zu Besuch erschienen war, kam. Er hatte sich schon Wochen vorher mit dem Tiere angefreundet und wollte sich auch an diesem Tage nähern, um es zu streicheln und ihm in der gewohnten Weise seine Gunst zu beweisen. Es sollte nicht soweit kommen, denn kaum hatte er das Tier berührt, als der Löwe auch schon mit einem Sprung auf dem unglücklichen Offizier saß und ihm die Kehle durchbiß. Durch den Aufschrei wurde die Schwester aufmerksam, konnte jedoch dem im Sterben liegenden Bruder keine Rettung mehr bringen.

In einer Ortschaft an der Mittellandbahn in Deutsch-Ostafrika befand sich ein Löwe, der gänzlich zahm war und an einer Kette lag. Er kümmerte sich absolut nicht um seine Umgebung, d. h. die Menschen, die täglich an ihm in nächster Nähe vorbeigingen, und war infolgedessen auch gar nicht gefürchtet, denn niemand hätte ihm einen schlechten Streich zugetraut. Da geschah es eines Tages, daß das Tier einen arglos vorbeigehenden Neger annahm und böse zurichtete. Nur durch das entschlossene Eingreifen der in unmittelbarer Nähe befindlichen Leute wurde der Mann vom Tode gerettet, während der Wüstenkönig das Opfer eines wohlgezielten Schusses wurde.

Vom Tiger ist bekannt, daß er in einzelnen Gebieten Vorderindiens sehr angriffslustig ist, während er im allgemeinen aber dem Menschen aus dem Wege geht. Auch hier gibt es Einzelgänger, die sich besondere Unarten angeeignet haben, wie z. B. die sogenannten „man-eater", welche eine Vorliebe für Menschenfleisch haben und eine ausgiebige Jagd auf dieses edle „Wild" machen. Nun dürfen wir nicht von unserem kleinen Schiebefensterchen aus urteilen, sondern müssen uns vollkommen in die Lage des Tieres versetzen und bedenken, daß jedes Geschöpf nur seinem Naturtriebe nachgeht. Diese „man-eater" sind gewöhnlich ältere Semester, denen es recht schwer fällt, sich an eine vielköpfige Herde der scharfsinnigen Antilopen oder Gazellen heranzuschleichen, so daß sie auf leichter erreichbare Opfer angewiesen sind, die sie in dem arglos Wasser holenden oder auf die Feldarbeit gehenden Eingeborenen finden. Auch hier kann man, wie z. B. bei unserer Amsel, deren einzelne gefräßige Vertreter auch Singvogeleier und -junge verzehren sollen, nicht das ganze Geschlecht zur Rechenschaft heranziehen oder verdammen wollen.

Anders steht es mit den Fleckenkatzen Südasiens und Afrikas. Diese Raubtiere sind stets angriffslustig und sind die gefährlichsten und gefürchtetsten Vertreter der ganzen Art. Besonders der kleine afrikanische Leopard ist ein leibhaftiger Teufel und dabei das gewandteste und kühnste aller Raubtiere. Jedes kleinste Dorf in Afrika weiß seine besondere Geschichte von den frechen Überfällen durch Leoparden zu berichten. Es ist oft vorgekommen, daß diese Fleckenkatzen am Lagerfeuer schlafende Hunde vor den Augen ihrer Herren weggeholt haben, ohne daß ihnen in der Verwirrung

die gebührende Ladung Blei hätte nachgesandt werden können. Nach meinen Beobachtungen hat der Leopard ein recht unregelmäßiges und unbeständiges Vorkommen, denn in einer Gegend, die nie von Leoparden heimgesucht war, trifft man plötzlich an einem Tage ein ganzes Dutzend; es ist erklärlich, wie gefährlich unter solchen Umständen der Aufenthalt in manchen Gegenden ist. Über die Angriffstaktik erzählen die Afrikaner unglaubliche Geschichten; sein Hauptkniff sind die blitzschnell ausgeführten Prankenhiebe, die es ihm ermöglichen, seinem Opfer in derselben Zeit den gleichen Schaden zuzufügen wie z. B. der Löwe. Legt der Löwe mit einem Tatzenhieb die Brust eines Menschen frei, so macht das der Leopard mit mehreren blitzschnell geführten Schlägen. Jung aufgezogene Leoparden werden merkwürdigerweise viel zahmer und zutraulicher als Löwen; sie verstehen genau wie unsere Hauskatze zu schmeicheln und stoßen dabei auch den bekannten Schnurrlaut aus. Es sind mir in Afrika Symbiosen zwischen Leoparden und Ziegen und Antilopen bekannt geworden, ohne daß die Katze auch nur einmal Miene gemacht hätte, über die wehrlosen Pflanzenfresser herzufallen. Ich erwarb z. B. einen zirka 6 Monate alten Leoparden. Mir fielen als Kenner die struppigen Haare des Tieres auf und ich äußerte auch diese Beobachtung meinem Lieferanten gegenüber, der das Tier aufgezogen hatte. Ich bekam als Antwort, daß die Ursache darin läge, daß das Tier niemals rohes, sondern nur gekochtes Fleisch, Reis und ähnliche Sachen zum Fressen bekomme. Er gewöhnte sich sehr gut und ich fing an, ihn mit kleinen Portionen Rohfleisch zu füttern, da sich der Magen erst an diese Kost gewöhnen mußte; ein Raubtier kann ohne frisches Fleisch sehr gut leben, jedoch die ganze Entwicklung geht bei der Rohfütterung besser vor sich und die Lebensdauer erhöht sich wesentlich.

Beim Kosen der Leoparden muß man recht vorsichtig sein; spielt man mit ihnen, dann sind die scharfen Krallen stets ausgestreckt und leicht zieht man sich an ihnen Kratzwunden zu. Die Krallen sind fast immer mit kleinen Fleischresten behaftet, die schon in Fäulnis übergegangen und infolgedessen giftig sind. Es entstehen daher leicht Infektionen, die sehr bösartig verlaufen können. Eine größere Anzahl Fälle dieser Art habe ich erlebt. Wie wild sich ein angeschossener Leopard gebärdet, sah ich des öfteren. Einmal übernahmen einige Neger die Verfolgung eines angeschossenen Tieres und

suchten die Stelle ab, wo der Leopard im Wundbett liegen mußte, als dieser plötzlich aus dem Gebüsch sprang und mit der Vorderpranke dem einen Neger derartig an den Kopf schlug, daß der Schädel direkt bloßgelegt wurde. Ein andermal sollte ein Europäer unliebsame Bekanntschaft mit solchem Teufel machen. Er wurde genau so skalpiert und verdankte nur der zufälligen Gegenwart eines sofort eingreifenden Arztes sein Leben. Der Neger dagegen, dem das vorerst geschilderte Pech begegnete, kurierte sich selbst, indem er die offene Wunde mit Genever wusch und dann einen Verband von Tabakblättern anlegte.

Der sonst für unzähmbar gehaltene schwarze Panther ist manchmal doch so zu ziehen, daß er seine Naturanlage gänzlich vergißt. Hatte doch der bekannte Bildhauer Urs Eggenschwyler, der unter anderem auch die Felsen des Stellinger Tierparkes schuf, ein solches Tier. Herr Urs Eggenschwyler schlief mit ihm nachts in ein und demselben Bette und so lebten die beiden wie Freunde.

Geparden, auch Jagdleoparden genannt, sind von Natur aus nicht so gefährlich; einen Angriff hat man nicht zu befürchten, obwohl sie sich mit dem Gebiß erfolgreich zu verteidigen verstehen. Ihre Beute zum Lebensunterhalt jagen sie fast ausschließlich in der Steppe und die schnellste Gazelle oder Antilope wird einem Geparden nicht entrinnen, denn er ist das schnellste Tier der Steppe für nicht allzu lange Strecken, etwa bis zu einem Kilometer. Aus diesem Grunde werden die Tiere in Indien vielfach zur Jagd abgerichtet. Man setzt ihnen eine Kappe über die Augen und entfernt diese, nachdem man das zu jagende Wild gesichtet hat, und läßt dann den Geparden die Fährte verfolgen. Nachdem das gejagte Wild überholt ist, beißt es der Gepard tot. Nun macht man sich schnell heran und fängt bei dieser Gelegenheit seinen Gehilfen wieder ein, um die Jagd von neuem zu beginnen. Ich habe eine große Anzahl Geparden besessen, sie liefen frei auf meiner Farm umher, bewegten sich zwischen den Schafen, Ziegen und anderen Tieren, ohne Gelüste zu zeigen, ein Stück zu reißen. Einmal glaubte einer meiner Eingeborenen, es sei ein wilder Gepard zwischen meinen Haustieren. Er schwang deshalb seine Keule nach ihm und zerschmetterte ihm das Hinterbein. Leider mußte ich dann das arme Tier töten. Verlaß ist aber auch bei den Vertretern dieser Gattung nicht; denn gelegentlich eines Ein-

trittes in das Gehege der Tiere kam einmal ein Stück mit großem Satze auf mich zugesprungen und saß mir gleich im Genick. Durch mein sofortiges Zugreifen entledigte ich mich seiner und kam so mit dem Schrecken und einigen Kratzwunden davon.

Furchtbare Szenen von zerknickten Flintenläufen und zerschellten Negerschädeln schildern die Berichte über die ersten Beobachtungen der großen Menschenaffen. So wie es den ersten Beobachtern dieses Wildes ergangen ist, wird es wohl jedem gehen, der sich den Wohnstätten dieser Antropomorphen unvorsichtig nähert. Die Berichte der modernen Forscher lauten über die Gefährlichkeit und Angriffslust der großen Menschenaffen genau so wie über jedes andere Wild: Laßt mich in Frieden, so tue ich euch auch nichts! Gestört oder angeschossen ist der Gorilla ein außerordentlich gefährlicher Gegner.

Dem eben erwähnten Wahlspruch huldigt auch der König des tropischen Waldes der alten Welt, der Elefant. Dieses edle Wild soll stets sein Heil in der Flucht suchen und sich den Augen seiner Feinde meist viel eher entziehen, als es von diesen gesichtet wird. Der Elefant ist in der Freiheit wie in der Gefangenschaft das friedfertigste Tier, wird er aber gereizt, so macht er von seiner Kraft Gebrauch, die, seinen Dimensionen nach zu urteilen, wohl keinen Zweifel aufkommen lassen kann, welchen Schaden ein oder mehrere dieser Kolosse anrichten können. Angeschossen ist denn auch der Elefant der furchtbarste Gegner, den man sich denken kann. Den Arten nach verschieden, befördert der eine Vertreter seinen Feind mit dem Rüssel in die Luft, während der andere eine gründlichere Arbeit darin sieht, ihn mit seinem Körpergewicht zu belasten und zu Backpflaumenform zu zerstampfen.

Ein recht unheimlicher Kunde ist das Nashorn, von dem allgemein angenommen wird, daß es den Menschen angreift, wo es ihn sieht. Bei diesem Tier spielen nun wieder ganz besondere Umstände mit, denn es ist dumm und leicht reizbar. Wie oft liest man in Reisebeschreibungen, daß ein Nashorn die Karawane „überfallen" hätte und in Wirklichkeit hat das Tier in tödlicher Angst gehandelt. Unsere neuzeitlichen Beobachter des Nashorns sind sich darüber einig, daß solche Attacken durch die leichte Erregbarkeit und den Impuls des Dickhäuters herbeigeführt werden, denn das Nashorn

steht, z. B. im Schlafe aufgestört und angenommen bei ungünstigem Winde, vollkommen unaufgeklärt und blickt nach der Richtung des zu ihm herübertönenden Geräusches der vorbeimarschierenden Karawane, ohne die Erscheinung richtig ausmachen zu können; denn das Gesicht ist bei dem Nashorn außerordentlich reduziert. Plötzlich geht ein Zittern durch den Körper des Tieres und wie elektrisiert stürzt es in der Stellung seiner Nasenrichtung vorwärts, mit dem Schnaufen und Prusten, das dem Geräusch einer anfahrenden Lokomotive nicht unähnlich ist. Hat es die Richtung auf die Trägerkette eingeschlagen, so führt sein Weg mitten hindurch und die Leute werden sich vor dem dahinstürmenden Tier, um unliebsame Berührungen zu vermeiden, durch geschickte Seitensprünge retten müssen. Von einem regelrechten Überfall oder Kampf kann natürlich in solchen Fällen nicht die Rede sein. Ein untrügliches Merkmal, ob ein Nashorn attackieren will, ist seine charakteristische Angriffsstellung, bei welcher das Tier den Kopf tief zur Erde senkt, um von dem Horne ergiebigen Gebrauch machen zu können. Es ist ein Stratege, der seine Waffe musterhaft zu führen versteht. Durch eine bewunderungswürdige Gewandtheit ausgezeichnet, macht es sehr gefährliche Attacken auf den Jäger, der mit dem schlechten Gesicht des Tieres rechnen und es auf diese Weise betrügen muß. Bei dem erwachsenen, aufgescheuchten oder angeschossenen Nashorn kann nie mit Bestimmtheit gesagt werden, was das Tier im nächsten Augenblicke tut, ob es sich zur Flucht anschickt oder attackiert. Tritt letzteres ein, so hat der Weidmann einen ebenso gefährlichen Gegner vor sich, wie es jedes andere wehrhafte Großwild ist.

Das Flußpferd ist ein friedfertiger Geselle, der nur angegriffen von seiner Kraft und seinem Riesengebiß Gebrauch macht; besonders im Wasser kann es natürlich ein sehr unangenehmer Gegner werden. Seine Jagd ist recht uninteressant, da man an einem Tage auf flußpferdereichen Gewässern mehrere Dutzend dieser Tiere erlegen kann, die dann am Abend der Jagd infolge der im Körper entwickelten Gase sämtlich hübsch oben auf der Wasseroberfläche schwimmen.

In neuerer Zeit ist der Kafferbüffel vielfach als das gefährlichste afrikanische Großwild angesehen worden, und wohl mit Recht aus dem Grunde, weil diese Rinder stets sehr zur Offensive geneigt sind und dann

gewöhnlich mit einem großen Gefolge am Kampfplatze erscheinen. Dabei verfolgen sie ihren Feind mit einer unheimlichen Hartnäckigkeit und Ausdauer. Neben dem Nashorn ist der Büffel wohl das unbändigste und „wildeste" — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — Huftier der Altwelttropen. Der Büffeljagd sind bisher die meisten Sportsleute in Afrika zum Opfer gefallen. Als ausgesprochenes, kaum rechts und links schauendes, stumpfsinniges Massenherdentier ist z. B. der Präriebüffel oder Bison Nordamerikas, trotz seiner Riesenkraft, weit weniger offensiv und gefährlich, als die grauen Wildbüffel, während die südasiatischen Wildrinder wieder ein wilderes Temperament an den Tag legen sollen.

Von unseren Hirschen wissen wir, daß sie dem Menschen während der Brunstzeit oft gefährlich werden, und daß besonders Einzelgänger gern aus dem Hinterhalt auf harmlos des Wegs Kommende stürzen, und sie mit dem Geweih bearbeiten. Selbstverständlich kann ein brunstender Elch, Wapiti- oder Rothirsch einen unbewaffneten Mann ohne Schwierigkeit töten. Wie sich die Hirsche manchmal im Zweikampf zurichten, ist bekannt. Zieht sich der Schwächere nicht beizeiten zurück, so wird er von seinem Gegner beseitigt.

Schließlich mag noch von einigen Tiergruppen die Rede sein, deren Vertreter nicht zu den friedfertigsten Geschöpfen gerechnet werden dürfen, wie vielfach angenommen wird. Zunächst seien die Antilopen angeführt, unter denen es edle, kapitale Formen gibt, die unbedingt zu dem wehrhaften Wild gerechnet werden müssen; ich denke an die Säbel-, Kudu-, Elen- und Pferdeantilopen. Von diesen, zum größten Teil auch einen ästhetisch vollendeten Anblick gewährenden Geschöpfen, setzt sich zwar die starke, rindergroße Elenantilope, selbst angeschossen oder aufgescheucht, niemals zur Wehr, und sogar im schwersten Wundbett läßt sie alles über sich ergehen. Anders die Oryx- und Pferdeantilopen, die sich auf Leben und Tod bis zum letzten verteidigen, wobei sie eine fabelhafte Fertigkeit im Gebrauche ihrer verschieden geformten Waffe an den Tag legen. Besonders die Oryxantilopen benutzen ihr meterlanges Spießgehörn wie ein Florettkämpfer. Hunde werden von diesen Antilopen glatt erledigt. Es ist erklärlich, daß die Jagd auf solche stolzen Tiere einen besonderen Reiz ausübt, wächst doch für einen echten Nimrod der Jagdeifer mit dem Grade der Gefahr.

Noch zweier Tiere soll gedacht werden, von denen am wenigsten erwartet wird, daß sie zum wehrhaften Wild gerechnet werden können, zumal sich unter ihnen sogar ein Vogel befindet. Es sind die Giraffe und der Strauß. Beide haben eine prächtige Waffe in ihren langen Beinen. Während die Giraffe sie sehr geschickt seitwärts zu werfen versteht, so daß sie damit einen Menschen leicht töten kann, schnellt der Strauß die Läufe blitzartig nach vorne. Wer sich einmal den enorm muskulösen Oberschenkel dieses Wüstenvogels aufmerksam betrachtet hat, wird gebührenden Respekt vor der Kraftentfaltung der Gliedmaßen seines Trägers bekommen haben. Und in der Tat versteht es der Strauß meisterhaft, mit den Läufen Schläge auszuteilen, die oft genug schon Menschen das Leben gekostet haben; denn mit der Kralle seiner längsten Zehe reißt der Vogel seinem Gegner den Leib auf. In Straußenfarmen sind wiederholt Unglücksfälle der angegebenen Art durch ungeschicktes Nahen vorgekommen.

In der Gefangenschaft geben die geschilderten Tiere zum größten Teil ein wesentlich anderes Bild als in der Freiheit ab. Besonders bei den in zoologischen Gärten und Menagerien gezeigten Stücken verwischen sich die ursprünglichen Charaktereigentümlichkeiten sehr bald, und auch das Temperament stumpft ab, durch das ewige Einerlei der vorüberziehenden Besucher und die Monotonie der Käfighaft. Mehr als in der Freiheit hat allerdings der Forscher Gelegenheit, Studien über die individuellen Charaktere der gefangenen Tiere zu machen. Diese Verschiedenheiten sind ausgeprägter als im allgemeinen angenommen wird, und sie bilden das ausschlaggebende Moment für die Auswahl des Dressurgruppen zusammenstellenden Dompteurs. Die Ansicht, jedes Tier sei unbedingt zähmbar, ist falsch. Wohl kann einem Geschöpf eine gewisse Zutraulichkeit und Anhänglichkeit an seinen Pfleger und auch im allgemeinen eine friedliche Gemütsart anerzogen werden, aber seine wahre Natur wird das Tier unter dem Deckmantel der erworbenen Eigenschaften niemals ganz verleugnen können. Wie schon erwähnt, gibt es Riesenkatzen und andere wehrhafte Säugetiere, die ihrem Pfleger wie ein Hund folgen und besonders in jugendlichem Zustand eine rührende Zutraulichkeit an den Tag legen, und wir erfreuen uns der Zähmbarkeits- und Dressurkunst: Es darf aber nicht vergessen werden, daß diese Eigenschaften aufgezwungene Kunstprodukte sind und daß gezähmte

und dressierte Geschöpfe eigentlich geistige Verstümmelungen sind, da in ihnen die ureigene Charakteristik der Psyche unterdrückt ist. Es ist erklärlich, daß alte Tiere schwerer zu zähmen sind, als jüngere, was aber nicht ausschließt, daß auch in der Gefangenschaft geborene und regelrecht gezähmte Stücke in ihre ursprüngliche Charakterart zurückschlagen. Dompteure wählen für eine Dressurgruppe lieber junge Riesenkatzen aus der Freiheit, als in der Gefangenschaft geborene, was allerdings auch aus dem Grunde der festeren Gesundheit der aus freier Wildbahn stammenden Tiere geschieht.





Flußpferdjagd
4. Kapitel

Das Riesenwaldschwein, Hylochoerus schulzi Zukowski, vom Mutjekgebirge

Der Koch und sein Gehilfe stampfen Mais

IV. Kapitel

Vom Nyarasasee zum Oldeani

Die Stelle, an der wir jetzt gelagert hatten, befand sich dicht am Rande des Nyarasasees. Die Ufer der kleinen Flüsse und Bäche, die aus dem Hochlande kommen und in den See münden, sind mit üppiger Vegetation bestanden. Dazwischen dehnen sich meilenweite Flächen aus, die mit Dornbusch und mit einer stark verfilzten Grasdecke überzogen sind. Der etwa 100 Kilometer lange und 30 Kilometer breite Nyarasasee ist im Sommer zum größten Teil ausgetrocknet. Nur einige Stellen, die von kleinen Bächen gespeist werden, bleiben sumpfig oder zeigen Wasser. Der Seeboden ist überall mit einer Salzkruste bedeckt, und das gegenüberliegende Längsufer geht in große Salzsteppen über.

Zu gewissen Jahreszeiten sind sowohl die Kongonis, als auch die Gnus das häufigste Wild in der Salzsteppe, während sie zu anderen Jahreszeiten ferne Gebiete aufsuchen, die ihnen bessere Äsungsverhältnisse bieten. Wegen dieser Massenwanderung sind viele Reisende zu der Annahme gekommen, das Wild sei in den Salzsteppen ausgerottet worden. Die sich in den Salzsteppen aufhaltenden Wildmengen sind geradezu ungeheuer. Nach einem Aufenthalt von etwa drei Monaten wandern die Tiere bei einsetzender Regenzeit ab. So ziehen beispielsweise die Gnus aus dem Gebiete des Manyarasees bis hinter den Longido in die Seringetisteppe. Alle diese zu Wanderungen neigenden Tiere kehren aber stets in ihre Heimatsteppe, d. h. die Gegend, in welcher sie gesetzt wurden, zurück; das ist einwandfrei an Tieren festgestellt worden, welche eine natürliche Markierung, wie zum Beispiel deformierte Gehörne, verkrüppelte Schalen, Verfärbungen usw. trugen. Im anderen Falle wäre eine feinsystematische Bestimmung der vielen geographischen Formen in Tierkleingebieten, wie sie die moderne Säugetiersystematik unterscheidet, unmöglich. So stammen beispielsweise aus einem verhältnismäßig kleinen Distrikt Deutsch- und Britisch-Ost-

afrikas sechs geographische Formen Gnus, von denen die graue, schwarzstirnige und langköpfige Form, Connochaetes albojubatus Thomas, die südlichen Teile Britisch-Ostafrikas bis zum Kilimandjaro, die ebenfalls graue, braunstirnige und kurzköpfige Form, C. a. hecki O. Neumann, das Becken des Manyarasees und das Bubugebiet bis zum Kilimandjaro bewohnt. An einigen Teilen des Kilimandjaros im Norden des Manyarasees und am Gurui kommen beide Formen zusammen vor. Das Weißbartgnu der Serengetisteppe, C. a. henrici Zukowsky, zeigt eine deutlich braune Grundfarbe, kurzen Kopf und dunkelbräunlich-okerige Stirn, während die nördlich des Ngoro-Ngorokessels beheimatete Art, C. a. lorenzi Zukowsky, gleichfalls braune Grundfarbe trägt, aber einen langen Kopf und dunkle Stirn besitzt. Südlich vom Ngoro-Ngorokrater kommt eine Form, C. a. schulzi Zukowsky, mit weißer Stirn und kurzem Schädel vor. Die beiden letzteren Arten sind im Ngoro-Ngorokessel zusammen angetroffen worden. Endlich die letzte Form, C. a. mearnsi Heller, nimmt zwischen den grauen Weißbartgnus östlich der Bruchstufe und den braunen westlich der Bruchstufe hinsichtlich der Färbung eine Mittelstellung ein; sie ist von den Loita-Plains her beschrieben worden und unterscheidet sich durch die olivbraune Färbung der Läufe von C. a. lorenzi, C. a. henrici und C. a. schulzi, deren Läufe eine deutlich rotbraune Färbung tragen. Diese Bemerkungen allein zeigen deutlich, wie schwer es ist, die feinsystematischen Unterschiede innerhalb der Subspezies zu bestimmen. Trotzdem glaubte ich aber stets die drei erwähnten braunen Formen, westlich der Bruchstufe, gut auseinanderhalten zu können.

Während sich die Gnus und Zebras am Tage stets in der offenen Steppe aufhalten, so kommen die Impallaantilopen und Kongonis meist im Galeriewald vor, aus dem sie abends heraustreten. Junge Gnus werden, ähnlich wie bei den Oryxantilopen und Büffeln, im dichten Busch zurückgelassen, während die Mütter mit der Herde äsen und nur zu bestimmten Zeiten in den Busch gehen, um das Kälbchen zu säugen; werden die Jungen größer, so laufen sie mit der Herde. Ich habe diese Beobachtung am Manyarasee gemacht.

* * *

Das Manyaraseegebiet zu durchqueren ist sehr anstrengend. Unbarmherzig strahlt die Sonne auf die ungeheueren Salzflächen und spiegelt den Widerschein ebenso heiß zurück. Da das Wasser des Manyarasees salzhaltig ist, so muß der Reisende stets gut mit Wasser versorgt sein. Auf diesem Präsentierteller ziehen sich reiche Wildwechsel nach allen möglichen Richtungen. Des Interesses halber mag erwähnt sein, daß durch den außerordentlich starken Salzgehalt der Luft in der dortigen Gegend die Gelatineschichten von photographischen Platten, wenn diese nicht luftdicht verschlossen sind, zerstört werden. — Mit meiner kleinen Safari durchstreifte ich einmal dieses Gebiet. Nach Zurücklassen des Haupttrupps marschierte ich mit einer kleinen Gruppe in die von Ficus- und Boabab-bäumen bestandene Steppe. Mehrere Rudel Zebras hatten sich schon in der Nähe des Lagers gezeigt, von dem wir ausgingen. Es war bereits nachmittags drei Uhr geworden, und allmählich wurde es kühler. Auf der Steppe standen Hunderte und Aberhunderte von Gnus. Immer wieder mußte man sich wundern, wie diese ungeheure Anzahl von großen Tierkörpern hier genügend Nahrung findet. Überall war das Gras kurz abgebissen, und dennoch waren alle Tiere feist und wohlgenährt. Die Zebras strotzten förmlich von Fett; jedenfalls müssen die Gräser sehr viel Nährstoff enthalten. Die in den Tiergärten gehaltenen Stücke sind wahrhaft Krüppel und Kümmerlinge gegen diese Recken.

Ohne jegliche Deckung ist in der freien Steppe eine Pirsch auf Gnus außerordentlich schwer. Nur hundert Meter vor uns stand ein kleines Rudel Thomsongazellen; die Tiere äugten unverwandt zu uns herüber und schlugen unruhig mit dem Wedel. Meine Nähe wurde ihnen schließlich unheimlich. Sie setzten über einen kleinen ausgetrockneten Flußlauf und verhofften nach einigen Fluchten bereits wieder, um zu äugen. Die Zutraulichkeit dieser Gazellenzwerge ist mir immer sehr aufgefallen. Plötzlich sah ich vor mir in einem Busch das Kitz einer Thomsongazelle, das in unbeholfenen Fluchten das Weite suchen wollte. Blitzschnell war ich mit meinem Neger hinterher, und in einigen Sekunden war das Tier gefangen. Es mochte etwa acht Tage alt sein. Einen Neger sandte ich mit dem Tierchen zurück ins Lager, wo es von Ziegen weiterernährt wurde. Eine Herde Gnus stand etwa 300 Meter von mir entfernt, ohne Notiz von den frem-

den Gästen zu nehmen. Nachdem ich mich einige Meter weiter anpirschte, versuchte ich auszumachen, ob ein besonders starker Bulle sich unter der Herde befand — vergeblich —: Die Größenunterschiede im Körper und Gehörnbau ließen eine Unterscheidung im Sonnenbrande nicht zu. Langsam ging ich in Anschlag und riß durch. Das Gnu brach zusammen. Auf meinen Schuß hin war die ganze Steppe lebendig geworden; wie in einem Hexenkessel begann plötzlich ein donnerartiges Toben allerorts. Scharenweise setzten sich riesige Wildmengen unter Aufwirbelung einer ungeheuren Wolke von Staub in Bewegung. Doch nur einige hundert Meter weit ging die Flucht; das Donnerrollen verstummte allmählich, und dann war alles vergessen und der Steppenfriede wieder hergestellt. Noch war ich etwa 10 Meter von meinem im Wundbett liegenden Gnu entfernt, als das Tier plötzlich aufsprang und in wilder Flucht davonstürmte, um von einer zweiten Kugel tödlich getroffen, zusammenzubrechen. Der erste Schuß hatte es nur sehr hoch in der Widerristhöhe geprellt. Diesmal war mir das Glück zuteil, einen kapitalen Bullen mit einem selten schönen und starken Gehörn auf die Decke zu legen. — Das Fleisch des Gnus ist sehr wohlschmeckend, allerdings etwas trocken, und gemahnt im Geschmack stark an das Fleisch unseres Rindes. Der sogenannte Wildgeschmack, den wir von unserem deutschen Wilde her kennen, fehlt dem afrikanischen Wilde gänzlich. Ohne getrocknetes Gnufleisch wird kein afrikanischer Jäger in die Wildnis ziehen; das Fleisch wird in Streifen geschnitten, in der Sonne getrocknet und wird allgemein als Biltong bezeichnet. —

Zwischen dem Mondul und Buiko dehnt sich ein prächtiges Gelände aus. Aus dieser Gegend zieht sich ein Negerpfad bis in das entfernte Usiumi. An einem herrlichen Morgen wanderten wir durch die mit Bäumen und Busch bestandene wellige Steppe. Das angenehme subtropische Klima ließ mich ganz vergessen, daß ich mich unter äquatorialer, afrikanischer Sonne befand. Das Gras der Steppe, auf der sich viele Herden von Oryx und Kongonis tummelten und größere Verbände von Straußen zu bemerken waren, ist einen halben Meter lang. Die Tigerpferde halten sich auch in dieser Gegend nur zu gewissen Zeiten auf, denn sie wandern genau wie die Oryx und Kongonis in den Salzsteppen. Mein Wunsch war, heute eine Kuhantilope auf die Decke zu legen.

Das Kongoni gehört in die Gattung der sogenannten Kuhantilopen oder Hartebeeste. Es sind Antilopen von der Größe unseres Rothirsches mit langem, schmalem Kopf, breiter, mit langen Borsten versehener Schnauze, langem, seitlich zusammengedrücktem Halse, stark abschüssigem Rücken und kurzer, dichter Behaarung. Das Gehörn ist eigenartig windschief, stets in drei Richtungen gebogen, und im männlichen Geschlecht stärker ausgebildet als im weiblichen. Der Schwanz trägt eine lange Quaste, und die Grundfarbe ist meist ein helles Braun, oft verziert von dunklen Zeichnungen am Kopf, Rücken und an den Läufen. Von den 45 bekannten Unterarten der Gattung fallen auf das Kongoni, Bubalis cokei Guenther, 8 Rassen, die sich in der Färbung, Zeichnung, dem Schädelbau und der Hornform voneinander unterscheiden. Die Kongonis leben meist in kleineren Verbänden von 10 bis 40 Stück in der lichten Buschsteppe und vergesellschaften sich manchmal mit Zebras, Gnus und Straußen. —

Vor mir stand ein Sprung von 8 Stück dieses Wildes, während auf einem Termitenhügel ein alter Bulle die Wache hielt, wie es auch die Gnus mit Vorliebe tun. Es ist interessant, zu beobachten, mit welcher Gewissenhaftigkeit ein solcher Kongonibulle seine Pflicht erfüllt, und man hat unbedingt das Gefühl, als ob es sich hier um eine Art Dienst handelt. Originelle Tiergestalten sind die Kongonis, wenn sie in der Steppe stehen, ihre langen Köpfe drehen, die langen Lauscher bewegen und mit dem Wedel unruhig die Weichen peitschen; besonders trägt aber das überbaute Kreuz dazu bei, daß man das Kongoni neben dem Gnu als das groteskeste Wild der afrikanischen Steppe bezeichnen kann. Ich hielt meinen Augenblick für gekommen; nachdem ich mich nahe genug an die Tiere angepirscht hatte, nahm ich einen kapitalen Bullen aufs Korn. Auf meinen Schuß hin zeichnete das Tier und wurde hochflüchtig. Merkwürdigerweise stürmte das ganze Rudel unmittelbar auf mich zu, und in einer Entfernung von 30 Meter an mir vorüber, so daß es mir ein Leichtes war, noch ein weiteres Stück zu erlegen. Auch dieses Tier lief nach meinem Schuß noch über 100 Meter weit. Zunächst machte ich mich auf die Verfolgung des ersten Kongonis und streckte es mit einem Fangschuß. Auch meine Neger waren rege auf den Beinen; diese edlen Weltbürger laufen

überhaupt nur, wenn sie Aussicht auf frisches Fleisch haben. Das zweite Kongoni stand neben einem Termitenhügel schwerkrank und schweißte stark aus der Seite. Auf die beiden aus nächster Entfernung abgegebenen zwei Schüsse brach das Tier zusammen und verendete. Ich habe einmal auf ein Kongoni acht Schüsse abgeben müssen, ehe es verendend zusammenstürzte, und zwar saßen alle Schüsse gut, und die Kugeln waren S-Geschosse. Die Neger traten schnell zu den Tieren und schächteten sie nach mohammedanischer Sitte: Das Schlachttier wird mit dem Kopfe nach Osten gewandt und ihm darauf, unter dem Hermurmeln eines Segensspruches, die Kehle bis auf den Wirbel durchgeschnitten. Diesen altarabischen Brauch haben die Suaheli übernommen, welche zum größten Teil Mohammedaner sind; indessen dürfte es sich in diesem Falle mehr um eine Nachahmung handeln, denn die meisten wissen den Grund für ihre Handlungsweise nicht anzugeben. — Ein Neger erzählte mir einmal, er könne kein Giraffenfleisch essen. Er hätte geträumt, seine Großmutter sei in eine Giraffe verwandelt worden, und er möchte nicht in die Lage kommen, sein eigenes Fleisch und Blut zu sich zu nehmen, da er von dem großen Geist Strafe fürchtete. Die Giraffe, die ich damals tötete, war jung und brach bedauerlicherweise bei einem unglücklichen Sprung das Bein; ich selbst habe während meiner jahrelangen Tätigkeit auf dem schwarzen Kontinent nicht eine einzige Giraffe geschossen. — Ein anderer Neger erzählte mir, er könne kein Zebrafleisch essen. Dies erschien mir um so verwunderlicher, als er ein Wanyamwesi war, und dieser Stamm eine besondere Vorliebe für Zebrafleisch hat. So fragte ich ihn nach der Ursache für seine eigenartige Abneigung. Die Antwort war: Wenn er Zebrafleisch äße, so würden durch die Schwarzweißzeichnungen des Zebrafelles seine weißen Hautstellen an den Händen und im Gesicht noch viel größer, und er wolle gern schwarz bleiben.

Am nächsten Morgen stieß ich nach einem kleinen Ritt plötzlich in der lichten Buschsteppe auf vier Löwen. An dem tolpatschigen Laufen konnte ich schon auf die Entfernung erkennen, daß es sich um jüngere Tiere handelte. Ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte hinter den Strauchrittern her, worauf die kleinen Räuber schleunigst reißaus nahmen. Die Löwen liefen in der Richtung auf ein kleines Gebüsch, wo ich sie bald

einholte. Leider mußte ich die Feststellung machen, daß sie für den Fang mit der offenen Hand und für das Lasso etwas zu groß waren, und so ließ ich die Wüstenprinzen im Busch verschwinden. Es war höchst ergötzlich, wie die Tiere in ihrem eiligen Laufe dauernd nach hinten sicherten. Es handelte sich hier wahrscheinlich um einen der Muttermilch entwöhnten Wurf Löwen, welche die ersten Streifzüge in die Steppe auf eigene Faust unternahmen. Weiter ritt ich in die Steppe hinein, auf ein Rudel Zebras zu, in dem sich ein fangbares Fohlen befand. Schnell gab ich dem Roß die Sporen und ritt in vollem Galopp auf das Junge zu, das sich in einigen Minuten in meinem Lasso befand. Zwar läßt sich ein junges Zebra leicht führen, aber mein Lager war noch einige Stunden entfernt, und ich mußte notgedrungen Milch für das Kleine haben. Vor mir dehnte sich eine kleine Hügelkette aus, hinter der eine leichte Rauchwolke emporwirbelte; dort mußte sich also ein Masaikral befinden. Sofort sandte ich einen meiner Leute dorthin, um feststellen zu lassen, ob der Häuptling anwesend sei, und ob er Eselstuten im Lager habe. Mein Bote kam mit einer bejahenden Antwort zurück, worauf ich mit einem kleinen Trupp nach dem Masailager aufbrach. Vor den Hütten lagen im Sonnenschein baumlange Elmorani im süßen Nichtstun, während die Mädchen mit dem Bereiten von Speisen beschäftigt waren. Andere Masais lagen im Sand und spielten, nackte Kinder hockten bei ihren Müttern, und einige Greise saßen an der Seite des Krals unter einem Baum. Alles war übersät mit Mücken und Fliegen. Auf den Bäumen saß eine größere Anzahl Geier, die hier gedeckten Tisch fanden, da einige Rinder im Kral gestorben waren, deren Knochen- und Fleischreste im Sonnenschein lagen und einen penetranten Gestank ausströmten. Nach langem Warten kam endlich der Häuptling in höchsteigener Person, sich dauernd mit einem Gnuwedel die Fliegen aus dem Gesicht jagend. Ich unterbreitete ihm mein Anliegen und bot ihm einen ungewöhnlich hohen Preis für eine seiner dreißig Eselstuten; während der Satz damals im Masailande 20 bis 30 Rupies war, wollte ich ihm 100 Rupies geben, da mein Zebra auf alle Fälle Milch haben mußte. Er erklärte mir, daß er mit dem Gelde nichts anfangen könne, wenn ich ein Kalb dafür gebe, würde er gern darauf eingehen, aber Geld könne er nicht gebrauchen. Sein Reichtum seien seine Rinder und seine

Frauen, die lieferten ihm alles, was er zum Leben brauche. Ich handelte weiter und bat ihn, mir das Tier auf einige Tage zu leihen, oder das Zebra säugen zu lassen — alles vergeblich. Er blieb hart, da er mich nicht kannte, und so mußte ich unverrichteter Sache abziehen. Das Zebra nahm ich mit auf meine Farm und habe es trotz der indolenten Handlungsweise des dickköpfigen Masai durch Mühe und Fleiß großgezogen.

* * *

In der Salzsteppe fielen uns ganz merkwürdige Luftspiegelungen auf. Die Tierkörper waren alle in die Länge gezogen und hatten Gestalten angenommen, wie wenn man sie durch einen Verzerrungsspiegel sieht. Die Kongonis, Zebras und Gnus hatten stelzartige, riesenlange Beine, ebenso waren Rümpfe, Hälse und Köpfe ungeheuer verlängert. Manchmal sah es aus, als ob die Tiere in der Luft hingen. Die unübersehbare, lange Grasfläche ließ keine feste Linie erkennen und verschwamm mit dem Horizont. Die bizarren Tierbilder traten besonders verzerrt morgens und abends auf.

Auf der gegenüberliegenden Seite an die Salzsteppe angrenzend, liegt der große, noch unerforschte Nyarasasumpf, auf den Landkarten als unbekanntes Gebiet bezeichnet. In diesem Sumpf vermutete ich Flußpferde, die wohl noch nie gestört worden waren und infolgedessen mit ihrem größten Feind, dem Menschen, noch keine Bekanntschaft gemacht hatten. Sollten sich meine Vermutungen bewahrheiten, so hofften wir interessante Filmaufnahmen von diesen Tieren in ihrer Sumpfwildnis zu machen.

Nachdem wir während dreier Tage das Gelände in der weiteren Umgebung unseres Lagers mit dem Kinoapparat durchstreift und manche interessante Szene auf den Film gebracht hatten, begaben wir uns daran, den See zu durchqueren. Häufig stießen wir auf schlammige Stellen, Tümpel und Wasserrinnen, die umgangen werden mußten. Wir hatten den Seeboden zur Hälfte überschritten und sahen bereits das andere Ufer, da setzte plötzlich ein heftiger Wirbelwind ein und führte ganze Wolken von Salz und Sand in die Luft. Im Augenblick waren Mensch und Tier mit einer grauen Salzkruste überdeckt. Es war unmöglich, die Augen aufzuhalten. Die scharfen Salzkristalle schlugen uns so heftig ins Gesicht,

daß die Haut wie Feuer brannte. Die durch den Sturm ganz kopflos gewordenen Schwarzen brachten die ganze Karawane in Unordnung und einige schlugen falsche Richtung ein. Nur durch lautes Zurufen konnten die Leute zusammengehalten werden. Dazu gerieten wir, weil wir nichts sahen, in einen schlammigen Boden, wodurch unser Vorwärtskommen noch mehr erschwert wurde. Wir mußten eben an der Stelle stehen bleiben, wo wir waren, um das Unwetter vorübergehen zu lassen, denn unser Nashorn saß schon bis zum Bauche im Morast und mußte herausgezogen werden. Die Pferde hatten an ihren Augen dicke Salzkrusten. Nur mit dem Kompaß vermochte ich die Richtung einzuhalten. Es war für uns ein Glück, daß dieser so plötzlich aufgetretene Sturm sich nach einer Stunde wieder legte.

Wir sahen jetzt den anderen Uferrand und nach einem sechsstündigen Marsch hatten wir den See hinter uns und lagerten die Nacht über in der Salzsteppe, die mit kurzem Gras und hier und da mit einigen Bäumen bestanden war. Die große Salzsteppe war, wie auch das andere Ufer, von großen Wildherden belebt, denn das Wild geht zu gewissen Jahreszeiten in die Salzsteppen, um hier das Natron und die salzigen Gräser zu sich zu nehmen. Beim Weitermarsch hatten meine losgelassenen Hunde vier Gnus gestellt. Dieselben hatten sich in einen kleinen Dornbusch zurückgezogen, und in kleinen Ausfällen gingen sie die Hunde mutig an. Sicher verstehen es diese Tiere, sich in dieser Weise auch erfolgreich vor dem Raubzeug zu schützen, denn meine sechs Hunde konnten den vier Gnus auch nicht das geringste anhaben. Leider war es schon zu spät, um diese Jagd kinematographisch aufzunehmen. Ich pfiff die Hunde zurück, und im selben Augenblick stürmten nicht weit von mir zwei ausgewachsene Nashörner auf einige Hundert Meter Entfernung in wilder Flucht davon. Es ist ein interessantes Bild, diese wehrhaften Riesen der Steppe in blitzschneller Flucht, mit sehnigen Läufen, in elastischer Gangart, dahinrasen zu sehen. Nichts ist ihnen in ihrem Laufe hinderlich.

Wir näherten uns allmählich dem Sumpf und stießen dabei auf einen 30 Meter breiten Fluß, den wir an einer seichten Stelle durchquerten. Das Übersetzen nahm mehrere Stunden in Anspruch, da alle Lasten von den Negern auf dem Kopfe hinübergetragen werden mußten. Kaum war meine

Frau und ich zu Pferde ins Wasser gestiegen, als unser Nashorn Liesel uns furchtlos folgte. Sie plumpste ins Wasser und schwamm den Pferden tapfer nach. Die Grautiere dagegen mußten mit Gewalt ins Wasser befördert werden, und wir hatten alle erdenkliche Mühe, sie hindurchzubringen. Der Kinoapparat war wieder in Tätigkeit, und die interessantesten Bilder wurden festgehalten. Der Operateur Bergmann, sowie der Apparat wurden zuletzt herübergeholt. Schlauerweise hatte Bergmann einige Schwarze beiseite genommen und ließ sich durch den Fluß hindurchtragen. War es nun Zufall oder Bosheit der Träger, in der Mitte des Flusses glitten die Neger aus, und unter allgemeiner Heiterkeit flog Bergmann ins Wasser. Schade, daß der Apparat bereits wieder eingepackt war. Nachdem wir uns an der Sonne getrocknet, und die Lasten an den Tragsätteln wieder befestigt waren, setzten wir unseren Marsch fort, und die Karawane schlängelte sich jetzt durch den grünen Busch und unter hohen Gummiakazien an dem Flusse entlang. Zu meiner größten Freude bemerkte ich Flußpferdwechsel. Meine Annahme über das Vorhandensein dieser Dickhäuter war hiermit bestätigt. Mehrere Kilometer noch vom Sumpf entfernt, stießen wir auf hohe, zerklüftete Felsen. Seitwärts davon dehnte sich ein Gelände aus, das wie eine Schneelandschaft aussah. Aus der Erde quoll an vielen Stellen eine zähe rötliche Flüssigkeit, die sich an der Luft zu dicken Salzschichten auskristallisierte. Diese Löcher, die auch Schwefelwasserstoff in reichlicher Menge ausschieden, hatten ganz das Aussehen von kleinen Schlammkratern; der Durchmesser dieser Gebilde betrug durchschnittlich einige Meter. Ich untersuchte eines der Löcher und konnte vermittels zusammengebundener Stangen bis auf fünf Meter Tiefe hinabstoßen, ohne Grund zu finden. Das erstarrte Salz verliert seine ursprüngliche rote Farbe und wird weiß, und da nun viele Meilen weit längs des Sees sich solche Salzausschwitzungen ausdehnen, erhält die Gegend das Aussehen einer Schneelandschaft.

Die völlig unbewohnte Gegend wird zeitweilig von Angehörigen weit entfernt wohnender Negerstämme zum Zwecke der Salzausbeutung besucht. In großen Schollen wird die manchmal meterdicke Kruste von dem Boden abgeschlagen und in Trägerlasten mit Bast verschnürt auf den Köpfen nach Hause geschleppt. Dort bereiten die Weiber durch Auflösen und Um-

kristallisieren Speisesalz, während die Rückstände als Viehsalz Verwendung finden.

Wir passierten das Kratergebiet, welches sich bis zum Nyarasasumpf erstreckt, und stießen in der Nähe desselben auf eine kompakte Felsmasse, die von Gruppen mächtiger, teils haushoher Granitblöcke umgeben war. Viele derselben wiesen tunnelförmige Durchgänge auf. In diesen Tunnels fanden wir auch große gletschermühlenartige Vertiefungen, die mit klarem Wasser gefüllt waren. Manche der Felsen waren wie mit Mauern verbunden, so daß sie ganze Höfe bildeten. Große Bäume wuchsen in diesen hofartigen Abteilungen. Wir fanden eine richtige Felsenburg, die sich mit ihren schattigen Bäumen, Plätzen und Winkeln als Lagerplatz für Mensch und Tier vortrefflich eignete. Durch den einzigen, ca. zwei Meter breiten Eingang ließ sich die ganze Burg bequem absperren. In den Felswänden befanden sich metertiefe Aushöhlungen, die sich als Aufbewahrungsorte, ähnlich wie Wandschränke, benutzen ließen. Ein im Lager etwa 15 Meter schräg aufsteigender, ganz glatter Felsblock, den wir allerdings nur mit Strümpfen erklettern konnten, gewährte uns einen vortrefflichen Ausblick über das Sumpfgebiet.

Kaum hatten wir uns in unserer Felsenburg etwas wohnlich eingerichtet, als ich auch schon daran ging, die kurze Zeit, welche die sinkende Sonne noch gewährte, zu einem Ausblick auf das geheimnisvolle Land zu benutzen, dessen Erforschung uns die nächsten Tage beschäftigen sollte. Mit Mühe erklomm ich den hohen Felsen. Da lag er vor mir in seiner riesigen Ausdehnung und Einförmigkeit, der gewaltige Nyarasa-Sumpf, der zwischen unserem Felsengelände, dem Nyarasasee und der Hohenlohe-Bruchstufe, ein über hundert Quadratkilometer großes Gebiet bedeckt. Meilenweit nur auf der einen Seite begrenzt durch schroffe, von der untergehenden Sonne rötlich bestrahlte Berggruppen, der Hohenlohe-Bruchstufe, schweift der Blick über ein Wirrsal von schwarzgrünen Papyrusdickichten und lichten, trügerischen Rasenflächen, zwischen denen regellos verstreut kleine Tümpel und Seen hervorschimmern, deren Wasser das Licht des Himmels zurückstrahlte und sie wirksam aus ihrer Umgebung heraushebt. Wie ein Netz durchziehen glitzernde Wasserrinnen in mannigfaltig verschlungenem Lauf das ganze Gebiet, sich vielfach vereinigend,

um im Papyrus oder in einem Tümpel zu verschwinden. Nichts Regelmäßiges ließ sich in ihrer Ausdehnung erkennen, kein Hauptstrom, der auf die tiefste Stelle hindeuten konnte. Das ganze große Tal erschien als gleichmäßig versumpfte Fläche, wo nur die Launen der Natur und die Jahreszeiten die Bahnen vorzeichnen, in denen sich die Gewässer langsam bewegten. Vergeblich versuchte ich mit dem Glase eine Stelle ausfindig zu machen, die ein Eindringen in diese gänzlich unerforschte Wildnis ermöglichen konnte. Überall schienen sich einem solchen Unterfangen unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen, breite Gräben, von Tümpeln durchsetzte Rasenflächen, unter deren schwankendem Boden das Verderben zu lauern schien, und hohe Wirrsale von Papyrusbüschen — ein Anblick von einer abschreckenden Großartigkeit, aber dennoch für mich von lockendem Reize. Haben doch solche Gegenden, die noch nie ein forschender Mensch mit Kompaß und Routenbuch durchquerte, auf mich stets eine unbezwingbare Anziehungskraft ausgeübt. Hier spürt der Kulturmensch seinen urgewaltigen Drang nach Neuem und Abenteuerlichem, der einst ganze Völkerschaften ins Ungewisse trieb, jenen Drang, der die Eroberungszüge der Wikinger und Araber, aber auch die Entdeckungsreisen von Kolumbus bis zu Sven Hedin veranlaßte.

Das Gefühl des Unheimlichen, das sich meiner beim Anblick der Sumpfwildnis bemächtigt hatte, wurde noch dadurch verstärkt, daß trotz der üppigen Vegetation, die, soweit man schauen konnte, den morastigen Boden überwucherte, das ganze Riesengebiet wie tot erschien. Nirgends ließ sich ein lebendes Wesen erblicken. Kein Vogel, der durch die Uferwässer stelzte, kein Wild, das saftiger Äsung nachging — Totenstille herrschte über der ganzen Landschaft, selbst der Wind schien in diesem Reich nicht geduldet zu sein. Vergeblich suchte das Auge nach einer dünnen Rauchsäule, die auf das Vorhandensein einer menschlichen Wohnstätte gedeutet hätte. — Einsamkeit und Schweigen!

Mittlerweile war der Abend angebrochen, als tiefdunkelblaue Silhouetten hoben sich die Schroffen der Hohenlohe-Bruchstufe vom Abendhimmel ab. Der Glanz der Wasserflächen im Sumpf war längst verblichen, die Konturen der Pflanzenbestände verschwommen ineinander und langsam senkten sich tiefe Schatten auf die weite Ebene. Weiße Nebel-

schwaden stiegen aus dem geheimnisvollen Dunkel auf, ballten sich zusammen und formten sich zu unheimlichen Gebilden. Die Riesengestalten der Dinosaurier der Kreidezeit, die Iguanodonten und Diplodoken schienen auferstanden zu sein, um von neuem ihr Wesen zu treiben. Fürchterliche Drachen gaukelte die jungfräuliche Wildnis als Wächter und Hüter auf den Plan, als Warnung für den Verwegenen, den es gelüsten sollte, ihre Sprödigkeit zu brechen.

Die eintretende Abendkühle erinnerte mich endlich daran, wo ich war, und riß mich aus den Träumereien, mit denen dieses Abendbild mich umfangen hatte, in die nüchterne Wirklichkeit zurück. Fröstelnd glitt ich von meinem hohen Stande herab und freute mich wieder unter Menschen zu sein, am wärmenden Lagerfeuer, wo bereits rüstig für den Abendschmaus Vorbereitungen getroffen wurden. Doch allzu anstrengend war der Tag gewesen, allzu tief der Eindruck, den ich eben empfangen; schweigend nahmen wir unser Abendessen ein, und bald suchte jeder seine Ruhestätte auf. In Kürze herrschte in unserem Felsennest die tiefste Stille, nur hin und wieder durch das Knistern eines verlöschenden Lagerfeuers, das Stöhnen eines schlafenden Trägers, das Stampfen eines unruhigen Esels oder den eigenartigen Schrei eines Klippschliefers, der in dem Felsen sein Wesen trieb, unterbrochen.

Als wir am folgenden Tage uns daran machten, die Umgebung zu erkunden, stießen wir im Vorgelände unseres Lagers auf einen Wassertümpel, in dessen allernächster Nähe sich ein längliches, etwa zwei Quadratmeter großes Loch befand. Deutlich konnten wir sehen, daß die Erde mit spitzen Stöcken losgebrochen und zu einem Wall aufgebaut war. Er war mit kleinen Büschen und Gras bedeckt und beim Näherbesehen bemerkte ich deutlich kleine Fuß- und Händeabdrücke im Sande. Mir war es sofort klar, daß es sich nur um ein Jagdversteck der Wakindiga handeln konnte. Daß sich meine Annahme als richtig herausstellen sollte, erfuhren wir abends bei unserer Rückkehr ins Lager. Zwei der Schwarzen, welche unsere Pferde und Esel außerhalb des Lagers weideten, hatten von ferne bemerkt, wie mehrere fremde Leute an die weidenden Esel heranschlichen, und sie sofort als Wakindiga erkannt. Eiligst liefen die Hirten ins Lager zurück, um Hilfe zu holen. Die Wakindiga hatten

anscheinend unsere Esel für Zebras gehalten, inzwischen aber wohl ihren Irrtum eingesehen oder auch unsere Leute bemerkt und schleunigst das Weite gesucht. Die Wakindiga gehören zu den Zwergvölkern Innerafrikas und führen eine sehr scheue Lebensweise. Sie leben von der Jagd, von Honig, Beeren, Früchten, und stehen auf sehr niedriger Kulturstufe. Von diesen Pygmäen sind heute nur noch wenige Überreste vorhanden, und der ganze Stamm ist im Aussterben. Das Wild erbeuten sie mittels Giftpfeilen, Schlingen oder Fallgruben, welch letztere sie mit spitzen Stöcken ausgraben und die lose Erde mit den Händen wegscharren. In der Nacht konnten wir öfters ihre Lagerfeuer sehen, indes waren alle Versuche, einiger dieser Zwerge habhaft zu werden und sie zu kinematographieren, erfolglos, trotzdem die Leute unser Tun und Treiben von irgendwo aus beobachten mußten. Von uns zurückgelassenes Wildbret wurde mehreremal von ihnen geholt. Keiner unserer Träger wollte mit den Wakindiga zusammenkommen, da sie eine zu große Furcht vor ihnen und ihren Giftpfeilen hatten.

Von unserem Ausguckfelsen aus konnten wir deutlich in mehreren Kilometern Entfernung einige größere Tümpel und grüne Rasenflächen erkennen. Zu diesen Stellen mußten wir unbedingt vordringen, denn die Wassertümpel waren tagsüber die Ruheplätze der Flußpferde.

Bei unserem ersten Versuch, in den Sumpf einzudringen, stießen wir immer wieder auf hohe Papyrusbestände. Über sechs Meter hohe, armdicke Stauden überragten das wirre Durcheinander der alten, abgestorbenen Pflanzen und bildeten mit ihnen ein fast undurchdringliches Dickicht. Ein Weg war nur mit dem Buschmesser zu bahnen und die Richtung nur mit dem Kompaß innezuhalten. Hatte man sich endlich, nach stundenlanger Mühe, durchgearbeitet, so stand man vor einem neuen Hindernis. Wenn wir glaubten, dem Dickicht entronnen zu sein und eine ebene Rasenfläche vor uns zu haben, so wurden wir zu unserer Enttäuschung gewahr, daß, sobald wir den Rasen betraten, der ganze Boden schwankte und nur eine trügerische Decke eines überwachsenen Morastes bildete. Mit Stangen und Stricken halfen wir uns darüber hinweg und kamen wieder auf etwas besseren Boden, der ganz gut gangbar war. Wir fanden wohl die Fährten von Flußpferden, aber außer einigen

Sporengänsen und Wildenten kam uns kein Tier zu Gesicht, und das ganze Gebiet machte wieder jenen unheimlichen, von allen Lebewesen verlassenen Eindruck. Todmüde kamen wir, über und über mit Schlamm bedeckt, in unsere Felsenburg zurück, um am nächsten Morgen einen neuen Vorstoß zu unternehmen.

Inzwischen hatten wir die nötigen Vorbereitungen für die hier zu machenden Kinoaufnahmen getroffen. Außer den Apparaten schleppten unsere Träger Leitern, lange Stangen, Knüppel u. dgl. mit, um die schwierigen Stellen auf dem sumpfigen Boden überschreiten zu können. Es mußte alles auf den Köpfen der Träger fortgeschafft werden, denn es war nicht daran zu denken, mit unseren Lasteseln in dem Papyrusdickicht fortzukommen. Wir drangen täglich nach verschiedenen Richtungen immer tiefer in dem Sumpfe vor, ohne daß wir unser Ziel erreichten. Die Orientierung war in der unübersehbaren Papyruswildnis außerordentlich schwer. Zwar konnten wir von unserer Warte aus deutlich die Stellen sehen, zu denen wir gern hingelangen wollten, aber sie auf ebenem Boden, in dem endlosen Papyrus, zu finden, war sehr schwierig. Stellenweise war richtiger Moorboden, so daß man bei jedem Schritt einsank und nur auf den Grasbüscheln festen Halt fand. Im Sprunge ging es von einem Büschel zum anderen, und sprang einer fehl, so saß er sofort bis zu den Hüften im Schlamm. Mit Hilfe der Stangen mußten wir den Eingesunkenen wieder ans Trockene ziehen.

So durchquerten wir wieder einmal eine grundlose Fläche, wo nur der Wurzelfilz der Grasbüschel dem Fuße hier und da Halt bot. Diese Grasbüschel bildeten unzählige kleine Inseln in dem Moraste; um darüber hinwegzukommen, sprangen wir von Insel zu Insel. Ich war vorne, dann kam meine Frau, die sich das Schauspiel der kinematographischen Aufnahme der Flußpferde nicht entgehen lassen wollte, dann Schumann, sein Operateur, und zum Schluß die Träger. Nur für kurze Augenblicke trugen die Grasbüschel unser Gewicht, und schleunigst mußten wir weiterhüpfen, um nicht zu versinken. Auch unsere Träger sprangen geschickt mit ihren leichten Lasten durch das grundlose Gelände. Alle kamen, bis auf Faru, den Gewehrträger, glücklich wieder auf festen Boden. Der gute Faru hatte sich zum Überfluß mit einer alten, ge-

schenkten Reithose, Stiefel und Ledergamaschen und Jacke bekleidet, alles Sachen, die für einen Eingeborenen, der nicht an Kleider gewöhnt ist, bei einem derartigen Marsche höchst hinderlich sind. Und richtig! Wie ich es voraussah, kam es auch: Einmal sprang er zu kurz und steckte gleich bis an die Brust im Schlamm. Mit Stangen und Stricken konnten wir ihn wieder aus dem Morast herausziehen. Wie er aussah, kann man sich leicht vorstellen! Wir hatten wieder festen Boden erreicht und die Karawane rastete auf kurze Zeit. Unser weiteres Vordringen wurde auf einmal durch einen zwei Meter breiten, mit hohem, dichtem Schilf bewachsenen Wassergraben gehemmt. Gerade waren wir damit beschäftigt, mit unseren Stangen die Tiefe des Wassers zu prüfen, um eine zum Übergang geeignete Stelle zu finden, als ich eine herannahende Wasserwelle bemerkte. Blitzschnell fuhr es mir durch den Kopf: Das kann nur ein Flußpferd sein. Die Situation war bedenklich. Ein Ausweichen gab es nicht mehr, da wir alle dicht beieinander, im Wirrsal der Schilfwildnis, eingeklemmt standen und auch nicht einen Schritt nach rückwärts oder zur Seite ausbiegen konnten. Der Hippopotamus war augenscheinlich durch unser Nahen aufgeschreckt worden und nahm seine Flucht in der Richtung auf unseren Standort. Einem Zusammenstoß mußte aber unbedingt vorgebeugt werden, da er für uns geradezu verhängnisvoll hätte werden können. So hieß es denn schnell entschlossen sein und sofort bei dem Erscheinen des Dickhäuters die Büchse sprechen zu lassen. Es handelte sich nur noch um Bruchteile von Sekunden. Schumann und ich lagen bereits im Anschlag. Da tauchte ein riesiger Flußpferdkopf kaum drei Meter vor uns auf; die Schüsse krachten, und verendet lag der Koloß vor unseren Füßen. Der Kadaver füllte den Graben gerade aus, so daß wir ihn als Brücke zum Hinübergehen benutzen konnten. Kaum waren die Schüsse gefallen, als es auf der gegenüberliegenden Seite lebendig wurde. Erschreckt brach eine größere Herde von Flußpferden in wilder Flucht durch Papyrus und Morast.

Das Flußpferd greift den Menschen selten an, jedoch sind Fälle bekannt, wo es solche getötet hat. Am Rufiyi erlebte ich, wie ein Flußpferd einen Neger glatt durchbissen hat. Um den beschwerlichen und gefährlichen Weg nicht wieder machen zu müssen, kehrten wir in einem

Bogen durch den Papyruswald zurück. Der Boden war überall etwa 20 Zentimeter hoch mit dem feinen Flugsamen der Papyrusstauden bedeckt; sie rieselten wie Schneegestöber auf uns herab und trugen auch noch zur Erschwerung des Weges bei. Nirgends war es möglich über die hohen Stauden hinwegzusehen, und auch hier war der Kompaß der alleinige Wegweiser. Jeder Schritt nach vorne mußte durch Umlegen oder Abhauen dichter Stauden erkämpft werden, und volle zwei Stunden mußten wir arbeiten, bis wir freies Gelände erreichten. Spät am Nachmittage kamen wir ins Lager zurück, ohne daß wir den von unserer Warte aus gesichteten Sumpfteich hatten erreichen können, um die Flußpferde zu kinematographieren.

Hierauf versuchten wir durch Peilen eine sichere Richtung nach dem für unsere Aufnahmen günstigen Tümpel zu gewinnen. Obwohl wir nun am nächsten Tage auf Grund dieser Peilungen vordrangen, gelang es uns nicht gleich, den gesuchten Platz zu finden. Unserer Berechnung nach mußten wir aber ganz in dessen Nähe sein, und ich ließ meine Frau und die Träger hier warten, ahnungslos, daß der Teich nur wenige Schritte neben uns hinter dichtem Schilfgebüsch versteckt lag. Mit meinem Jagdgefährten drang ich weiter vor; wir suchten in verschiedenen Richtungen, konnten aber nichts finden. Zu unseren Leuten zurückkehrend, sahen wir meine Frau schon von weitem Zeichen machen, lautlos heranzukommen. Sie hatte in ihrer Nähe das bekannte Grunzen von Flußpferden gehört und leise den Lauten folgend den gesuchten Tümpel hinter dem dichten Schilfe entdeckt, und führte uns an diese Stelle. Hier bot sich unseren Blicken ein wunderbares Naturbild. Auf dem im tiefsten Urfrieden liegenden Sumpfteich lag blendender Sonnenschein. Vier riesige Flußpferde, nach ihrer Gewohnheit nur Schädel und Rücken aus dem Wasser streckend, sonnten sich behaglich in träger Ruhe. Lautlos umstellten wir mit unseren Negern den Tümpel und seinen Abflußgraben, durch den, wie die Fährten zeigten, die Tiere wechselten. Am Rande der Schilfwildnis wurde der Kinoapparat aufgestellt, worauf sich mein Jagdgenosse an die dem Apparat gegenüberliegende Seite des Teiches begab, um das Entweichen der Flußpferde nach dorthin zu verhindern. Der Operateur begann zu kurbeln, und wir suchten durch Lärm und Schreien Bewegung

in die trägen Riesen zu bringen; aber sie ließen sich nicht im geringsten stören, schienen Menschen noch nicht gesehen zu haben und sie für harmlose Geschöpfe zu halten, bis auf einen Schreckschuß die Hunde sich ins Wasser stürzten und bellend auf sie zuschwammen. Jetzt kam Leben in die Szene. Die Flußpferde hoben sich über das Wasser, schleuderten die Hunde, die nicht rasch genug ausweichen konnten, beiseite und drückten sie beim Tauchen unter Wasser. Das gab prächtige Bilder im wildbewegten Wasser — ein hübscher Gegensatz zu der vorausgegangenen friedlichen Szene. Nun riefen wir die Hunde zurück; sie folgten mit Ausnahme eines einzigen, der im Jagdeifer immer wieder auf die Dickhäuter zuschwamm. Die Flußpferde suchten jetzt ihr Heil in der Flucht; eines schwamm nach dem Grabenausgang, wurde dort von dem aufgestellten Schwarzen zurückgetrieben und hielt nun gerade auf unseren Apparat zu. Da aber hier das Ufer steil war, brachte es nur seinen mächtigen Kopf auf den Uferrand, und rutschte, in vergeblichen Versuchen hier ans Land zu kommen, mit dem schweren Körper immer in das Wasser zurück. Alles das wurde natürlich auf den Film gebracht, während das Riesentier nur etwa acht Meter von uns entfernt war. Dem Operateur wurde die Lage bedenklich, aber ich mahnte ihn eifrig, diese sich nie wieder bietende Szene weiterzukurbeln und stellte mich zu seinem Schutze mit angelegtem Gewehr neben ihn, während meine Frau hinter mir in Deckung stand. An ein Ausweichen unsererseits wäre auch gar nicht zu denken gewesen, denn wir staken bis über die Knöchel im zähen Morast. Das Flußpferd versuchte noch mehrere Male an Land zu kommen; im kritischen Augenblick machte es aber dann kehrt, und ich war froh, das prächtige Tier nicht erlegen zu müssen. Zur großen Freude meiner Schwarzen, aber zu meinem tiefsten Bedauern erlegte Schumann, in Sorge um seinen wertvollen Jagdhund, der absolut nicht von den Tieren ablassen wollte, alle vier Dickhäuter. Das Ergebnis dieses wenig erfreulichen Zwischenfalles war, daß ich mit Schumann in Wortwechsel geriet und daraufhin die Stimmung mehrere Tage lang gedrückt war. Der Tümpel war an dieser Stelle so flach, daß die erlegten Flußpferde nur wenig untersinken konnten; die Schwarzen sprangen hinein, befestigten lange Stricke an den Beinen der Tiere und zogen sie mit großem Hurra

und Gesang ans Land. Im Wasser waren aber eine Unmenge Welse, die die Neger gehörig in die Beine zwickten, so daß sie erschreckt umhersprangen und einen ganz närrischen Tanz aufführten. Um sich vor den Welsen zu retten, sprangen sie auf die Flußpferdkadaver. Auch dies gab eine vorzügliche Filmaufnahme, ebenso das Herausschleifen, das Aufbrechen und Ausweiden der Kolosse. Einige meiner Leute fingen mehrere der Welse; es waren aber ganz magere Fische. Ich selbst hatte wenig Appetit darauf, und sogar meine Wanyamwesi, die sonst leidenschaftliche Fischesser sind, verschmähten sie auch. Allem Anschein nach hatten die Fische in den moorigen Tümpeln wohl wenig Nahrung.

Es war schon Spätnachmittag geworden, und wir mußten uns beeilen, ins Lager zurückzukehren. Rasch wurde eines der Flußpferde zerwirkt und soviel Feist und Wildbret, als unsere Träger schleppen konnten, mitgenommen. Am nächsten Morgen schickten wir unsere Leute mit den Lasteseln an diesen Platz; schwer bepackt mit Wildbret, Feist und den Schwarten kamen sie zurück. Nun begann ein Fest für die Schwarzen; mehrere Tage lang wurde gebraten, Fleisch getrocknet und das Fett ausgelassen. Die warmen Grieben des Flußpferdfettes schmeckten fast wie Schweinegrieben und mundeten auch uns Europäern vortrefflich. Merkwürdig war bei diesen Riesen die auffallende Kleinheit und geringe Krümmung der Eckzähne, die außerordentlich abgeschliffen und dünn waren; die Flußpferde am Rufiyi dagegen haben sehr starke und lange Hauer. Noch jetzt habe ich ein Paar Zähne in meinem Besitz aus diesem Gebiete, die ich mir bequem um den Leib legen kann, so daß sich die Spitzen derselben gegenseitig berühren. Diese ausnahmsweise kleinen Zähne habe ich zwar auf meiner weiteren Reise mitgenommen; zu meinem Bedauern sind sie mir aber später beim Transport der Tiere entwendet worden. Auch die Farbe der Tiere vom Rufiyi unterscheidet sich nicht unwesentlich von der Färbung der Flußpferde der Nyarasasümpfe. Erstere zeigen die allgemein bekannte rötlichgraue Flußpferdfarbe mit der etwas helleren, rötlichen Tönung der weicheren Hautteile unter dem Leibe, am Unterhalse und den Ansatzstellen der Säulen. Die Nyarasatiere dagegen haben durchweg eine schwarze Färbung, die nach der Unterseite etwas hellere, dunkelgraue Tönung annimmt. Auch schienen mir die Schädel der Nyarasaflußpferde erheblich kleiner und spitzer zu sein.

Sicher werden diese merkwürdigen Verschiedenheiten mit der Biologie der Tiere zusammenhängen. Ob es sich im fraglichen Fall um spezifische Verschiedenheiten handelt, vermag ich leider nicht zu sagen; eine wissenschaftliche Untersuchung der beiden Varietäten wäre besonders nach osteologischen Merkmalen außerordentlich wichtig. Sicher ist, daß diese Tiere nur an den Nyarasasumpf gebunden sind und keinerlei Gelegenheit zu einer Auswanderung in andere Fluß- oder Seegebiete haben. Tagsüber leben sie in den erwähnten Rinnsalen und Tümpeln, während sie nachts ihre Nahrung im Gras- und Schilfdickicht suchen. Im Nyarasasee selbst kommt das Flußpferd nicht vor, denn der See hält nur während der Regenzeit Wasser, welches außerordentlich natronhaltig und daher salzig ist. Ich will damit nicht behaupten, daß das Flußpferd nicht im Brack- oder Salzwasser lebt; denn oft genug ist es in Dar-es-Saalam, Kilwa und der Rufiyimündung vorgekommen, daß die Tiere weit in die See hinausgeschwommen sind. Sie halten sich dort aber nur vorübergehend auf und kehren dann wieder zu ihrem Standort zurück.

Vierzehn voller Tage hatte es bedurft, bis es uns gelang, diese interessante Flußpferdszene kinematographisch aufzunehmen. Nun wurde es die höchste Zeit, daß wir an die Weiterreise dachten, zumal uns das moorige Wasser des Sumpfes nicht gut bekam. Wir alle litten stark an Magen- und Kopfschmerzen. Vor unserer Abreise jedoch kinematographierten wir unser Felsenlager mit der einzigartigen Umgebung. Die wunderbare Felsformation mit all den Höhlen, torartigen Gebilden, einzelliegenden gewaltigen Granitblöcken, deren Seiten teilweise spiegelglatt poliert waren, und die vielen Gletschermühlen gaben prachtvolle Aufnahmen. Einer der haushohen Felsen war von einem tunnelartigen Gang durchbrochen; am Ende desselben lief eine spiegelblank polierte, schiefe Ebene abwärts. Man konnte nur rutschend hinabgelangen. Um die Größenverhältnisse auf dem Film besser zum Ausdruck kommen zu lassen oder etwas Leben in das Bild zu bringen, passierten wir alle den Gang und die schiefe Ebene. Das gab lustige Rutschpartien; dabei ging es unserem kleinen Diener Peter am schlimmsten. Er war uns fröhlich gefolgt, um auch mitzumachen, hatte aber nicht bedacht, daß er nur in Naturkostüm einherging. Als er zur Abrutschstelle kam, befiel ihn die Furcht, er lief ängstlich hin und her, bis er sich endlich bereden ließ,

uns zu folgen, und auf seinem bloßen Gesäß losrutschte. Unter allgemeinem Gelächter kam er angesaust, und sein wohl etwas warm gewordenes Hinterteil reibend, lief er zu seinen ihn hänselnden Landsleuten.

Nun umgingen wir das Südende des Sees und schlugen die Richtung nach den Kitetebergen ein. Auf dem Wege passierten wir ein ziemlich breites, sehr fischreiches Flüßchen, das sich in den Nyarasasee ergießt. Sein Wasser war so klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte. Wir nannten es den Fischfluß und blieben mehrere Tage dort. Schmackhafte Fische wurden gefangen, und das Wildbret eines jungen Warzenschweines gab uns ein lukullisches Mahl.

* * *

In Deutsch-Ostafrika kommen drei verschiedene Gattungen von Wildschweinen vor: Das von mir entdeckte Meru-Riesen-Waldschwein, von enormer Größe, schwarzer Grundfarbe mit weißen Zeichnungen, das kleinere Warzenschwein, ausgezeichnet durch die riesig vergrößerten Gesichtswarzen und die im männlichen Geschlechte ungeheuer groß ausgebildeten Hauer und das noch kleinere, bräunlich bis schwarz gefärbte mit weißlichen Zeichnungen versehene Flußschwein. Bewohnt das Riesenwaldschwein nur die Urwälder bestimmter Höhenzüge, so ist das Warzenschwein an die Steppe und Niederungen gebunden, und das Flußschwein bewohnt meist das dichte Gebüsch in der Nähe größerer Wasserstellen; indessen ist es auch Bewohner des Urwaldes. Die häufigste und durch die Weitsichtigkeiten der Steppe am besten zu beobachtende Spezies ist das Warzenschwein, obwohl es wie auch das Riesenwaldschwein und das Buschschwein Nachttier ist. Man trifft es meistens in kleineren Trupps bis zu zwölf Stück an. Am häufigsten begegnet man am Tage den Bachen mit Frischlingen, welche nicht, wie die unserer europäischen Wildschweine, gestreift sind, sondern das unscheinbare Kleid ihrer Eltern tragen. Die Jungen sind äußerst ulkig und putzig sowohl in ihrem Äußeren, als auch in ihrem Gebaren, und werden leicht zahm, obwohl sie in der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft sehr angriffslustig sind. Ein Fang junger Warzenschweine ist nicht immer ungefährlich.

Ich suchte einmal eine Bache, die ich seit längerer Zeit mit ihren Frischlingen beobachtet hatte, und fand schließlich das Tier. Man muß bei einem

Warzenschwein die Bache von ihrem Erdloch fernhalten, in welches die Sau bei Gefahr unbedingt mit ihren Jungen flüchtet. Ich suchte mir ein Junges aus und jagte mit dem Pferde hinterher. Ganz nahe war ich dem kleinen drolligen Kerl auf den Fersen, als er plötzlich kehrt machte und mein Pferd wütend annahm. Ohne Besinnen sprang ich ab und ergriff blitz- schnell den kleinen, sich kräftig wehrenden Wüterich an einem Hinterbein, bis meine Leute zur Stelle waren, die den Unhold in Empfang nahmen. Nicht immer verläuft der Fang so gefahrlos, denn mit ihren kleinen Hauern können die Schweine dem Menschen schon recht bedeutende Verletzungen beibringen. Einmal hatte mein Begleiter schon ein ziemlich großes Junges ergriffen; er konnte aber nicht verhindern, daß ihm das Kakihemd von dem Tiere völlig in Fetzen gerissen wurde, so daß es ihm buchstäblich vom Leibe herabhing. Ein anderes Mal fing ich zwei Frischlinge. Mein Schwarzer, der mir eines der Tiere abnahm, ließ es plötzlich aus einem mir heute noch unklaren Grunde los. Das Schwein sprang unter den Leib meines Pferdes und verschwand geräuschlos in einem Erdloch. Mein Pferd scheute, schlug hoch aus und streifte mir mit dem Hufe des Hinterbeines das Ge- sicht, ohne daß ich ernstlichen Schaden genommen hätte. In wilden Sätzen jagte das erschreckte Reittier von dannen und verlor den Sattel in der Steppe; einen Steigbügel habe ich nie wieder gefunden! —

In den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft nehmen die jungen Schweine fast kein Futter zu sich, und alles, was ihnen in den Weg kommt, wird über den Haufen gerannt. Ein junges frischgefangenes Warzenschwein in eine feste Kiste zu setzen, ist nicht ratsam, da es sich meist an den Augen, an den Hauern, oder anderen Stellen des Kopfes durch seine Ungebärdig- keit beschädigt. Als beste Methode hat sich bei mir das Ausheben eines runden, großen Loches in der Nähe des Lagers erwiesen, über welchem ein kleines Dach aus Stroh oder Gras angebracht wird, um den Tieren den nötigen Schatten zu geben. In solchen Erdlöchern gewöhnen sich die War- zenschweine am besten, besonders wenn man ihnen ihre Lieblingsnahrung, Kartoffeln und Maiskolben, darbieten kann. Sind sie ruhig geworden, so setzt man sie in Transportkisten, in denen sie häufig so zahm werden, daß sie dem Pfleger wie Hunde nachlaufen. Und nicht das allein: sie gehen auch in die menschlichen Behausungen und richten mit ihrem plumpen Kör-

per allerhand Unfug an. Die Jungen wachsen sehr langsam. Als Nahrung habe ich meist Wurzeln und Gräser für das Warzenschwein nachweisen können, die sie sich mit den mächtigen Gewehren ausgraben. Es gibt in der Steppe oft ganze Warzenschwein-Kolonien, die an den in weitem Umkreise verstreuten Erdlöchern, in denen die Tiere zu Dutzenden ein richtiges Maulwurfsleben führen, unschwer zu erkennen sind.

Der Warzenschweinfang bereitet viel Vergnügen und wird in vielen Länderstrichen des schwarzen Erdteils als Sport betrieben. Höchst eigenartig ist die Haltung des Warzenschweines, die es unbedingt zu einem Charaktertier der Steppe stempelt. Der Hals wird stets merkwürdig hoch getragen, was dem langen unförmigen Kopf eine besondere Haltung verleiht; bei der geringsten Beunruhigung sträubt das Tier die lange, dunkelbraune Mähne und der Wedel wird senkrecht in die Höhe gestellt. Trotz seiner plumpen Erscheinung ist das Warzenschwein außerordentlich gewandt und flink, weshalb die Jagd auf das Tier nicht leicht ist, zumal es gut sichert und bei der geringsten Beunruhigung flüchtig wird. Zu Pferde kann man ihm eher beikommen, insbesondere wenn Licht und Wind für den Jäger günstig sind. Vor Pferden haben sie wenig Scheu, da sie an ihre Gestalt durch die Zebras, mit denen sie in der Steppe zusammenwohnen, gewöhnt sind. Ich bin einmal an einen Warzenschweinkeiler mit dem Pferde bis auf 20 Meter herangekommen, dann ritt ich im Galopp auf das Tier zu und befand mich bald in unmittelbarer Nähe desselben. Ich konnte es mir nicht verkneifen, dem von Fett strotzenden Tiere einen Schlag mit meiner Reitpeitsche auf seinen üppigen Schinkenteil zu versetzen. Der Keiler hatte geradezu enorme Gewehre und wäre für mich ein verhängnisvoller Gegner geworden, wenn er attackiert hätte; dagegen war die Folge der unerwarteten Berührung die rasende Flucht des Paarhufers.

Von den Huftieren komme ich zur Besprechung eines der interessantesten Nagetiere, des Stachelschweines, das in Deutsch-Ostafrika in mehreren Unterarten auftritt. Auch dieses eigenartige Geschöpf ist ein ausgesprochenes Nachttier; während meines jahrelangen Aufenthaltes in Afrika habe ich nur ein einziges Mal ein Stachelschwein am Tage gesehen. Nachts wird man auf das Tier leicht aufmerksam, denn es rasselt, wenn es sich nicht sicher fühlt oder eine ungewohnte Erscheinung in seine Nähe kommt,

hörbar mit seinem Stachelpanzer. Da es ein großer Wühler ist, richtet es in den Pflanzungen erheblichen Schaden an, weshalb ihm von den Eingeborenen eifrig nachgestellt wird. Man fängt das Stachelschwein am besten in Kastenfallen, aber es kann auch mit den Händen gefangen werden, so unwahrscheinlich diese Behauptung klingen mag. Man faßt es beherzt am Schopfe, wo die Stacheln etwas weicher sind, und kann es so ziemlich weite Strecken befördern. Da sich manchmal einige Stacheln lockern und durch den Muskeldruck der Haut eine geringe Strecke weggeschleudert werden, sind die Neger zu der Ansicht gekommen, daß das Stachelschwein schieße, weshalb die Eingeborenen sich den Tieren nur mit einer gewissen Scheu nähern. Da die Stachelschweine starke Nager sind, müssen die Transportkisten innen mit Blech ausgeschlagen und es muß den Tieren viel Holz zum Nagen mit in den Käfig gegeben werden, um Mißbildungen der Schneidezähne vorzubeugen. Auch die Stachelschweine werden leicht zahm, aber es sind uninteressante Pfleglinge, wie alle größeren Nagetiere, und sie machen sich durch einen unangenehmen, widerlichsüßen Geruch bemerkbar.

Außerdem gibt es in der ostafrikanischen Steppe eine ganze Anzahl von kleinen Raub-Säugetieren, welche eine rein nächtliche Lebensweise führen und deshalb dem unaufmerksamen Beobachter meistens entgehen. Es sind zum größten Teil kleine Strauchritter bis zu der Größe einer Hauskatze, von marderartiger Gestalt. Nur die Zibetkatze ist etwas größer als die Hauskatze. Sie hat einen dichten und groben Pelz, langen Schwanz und ist auf gelblichweißem Grunde schwarz gestreift und gefleckt. In zahlreichen Arten ist die Gattung Genetta, die Ginsterkatze, in Deutsch-Ostafrika vertreten. Bedeutend kleiner als die Zibetkatze, stellt sie ein Schleichraubtier in wahrstem Sinne des Wortes dar. Mit schlangenartiger Gewandtheit durchschlüpft sie das dichteste Gebüsch und stellt kleinen Vögeln und Säugetieren nach. Wieder eine andere Form sind die Roller, Nandinia, die allerdings nur im Süden der Kolonie vorkommen, während das Iltis-Ichneumon, Bdeogale, ein unscheinbares kleines marderartiges Tierchen, von den anderen Gattungen durch Vierzehigkeit an Vorder- und Hinterfüßen unterschieden, in einigen Formen die Masai-Länder bewohnt. Die echten Ichneumons, Ichneumia, sind die häufigsten und bekanntesten

Buschklepper der ostafrikanischen Steppe. Interessanter ist die niedliche, geselliglebende Zebramanguste, *Crossarchus*, da sie leicht zahm wird und zu einem angenehmen Gesellschafter werden kann. In manchen Gegenden wird das Tierchen im Hause gehalten und macht sich dann durch eifrige Vertilgung von Ratten und Mäusen sehr verdient. Auffallend ist die zebraartige Querstreifung dieser Mangustenform. Sehr häufig kommt der die Preußenfarben tragende Bandiltis, *Ictonyx* vor. Diese Tiere wühlen in der Erde und geben im gereizten Zustande einen übelriechenden Geruch von sich. Alle diese mehr oder weniger kleinen Marderformen sind große Räuber, welche in erster Linie kleine Säuger, Vögel, Reptilien, aber auch Kerbtiere und Eier fressen. Die größeren von ihnen brechen mit unglaublicher Frechheit in die Hühnerställe ein, gegen welche Raubzüge der europäische Ansiedler zweckmäßigerweise sein Federvieh durch Maschendraht schützt. Eine merkwürdige Angewohnheit haben alle diese kleinen Marderarten: sie benutzen nämlich nachts gerne die Wildwechsel und Negerpfade, wo man viel ihre Losung und Fährten antrifft: an dieser Stelle kann man sie auch am besten mit der Kasten- oder Schlagfalle fangen.



V. Kapitel

Die Umgehung des Oldeani und der Marsch nach Umbulu

Das schöne Landschaftsbild des Fischflusses mit seiner reichen Vegetation an hohen, uralten, wilden Feigenbäumen, mächtigen Affenbrotbäumen, dichtem Dorngestrüpp und wildwachsenden Sansivieren wurde auf den Film gebracht. Um die Tiefe des Flusses zu bestimmen, schickte ich einen meiner Wanyamwesi ins Wasser, ahnte aber nicht, daß der Mann nicht schwimmen könne. Er ging langsam ins Wasser hinein, und — plumps — verschwand er unter der Oberfläche, kurz darauf tauchte er wieder auf. Schnell warf ich ihm meinen Lasso zu und zog ihn ans Land.

Die Gegend zeigte viele Wildfährten, wir sahen auch massenhaft Wild, aber nur von ferne und kamen deshalb hier nicht zu Aufnahmen. Am Fuße des Kitete-Berges stießen wir mitten im dichten Gestrüpp auf einen Elefantenwechsel. Derartige Wechsel erinnern an unsere deutschen Waldpfade. Sie sind von den klugen Tieren bequem gebahnt, wobei sanfte Steigungen und ebensolche Gefälle ausgenutzt werden. Alle Steine und sonstige Hindernisse am Boden sind sorgfältig aus dem Wege geräumt. In dieser Wildnis von dichtem Dorngestrüpp und Sansivieren kam uns ein derartiger Weg gut zu statten. Aber nur der Boden war glatt und daher unserem Weitermarsch günstig, die überhängenden Bäume und Dornenzweige, sowie die überall herabhängenden Lianen bildeten zwar für die mächtigen Tierkörper mit ihrer dicken Haut kein Hindernis, wohl aber für uns! Unsere Buschmesser mußten gehörig arbeiten! Wo der Boden aus Fels bestand, war er rinnenartig ausgetreten, ein Beweis, daß die Elefanten den Wechsel seit vielen Jahrzehnten begingen. Wir folgten dem Wechsel drei Tage lang über Hügel, durch Täler und Schluchten bis in das Umbulu-

Gebiet. Hierbei fiel mir der charakteristische Unterschied zwischen Elefanten- und Nashornwechsel auf. Bei letzterem ist der Boden niemals so rein und glatt geräumt, wie beim Elefantenwechsel; auch ist er, der geringeren Größe des Nashorns entsprechend, viel schmäler. Steine und sonstige Hindernisse umgeht das Nashorn und achtet auch nicht so sorgfältig auf Steigung und Gefälle des Weges. Auf dem Weitermarsch kamen wir auf ein Gelände, dessen Boden sehr hart und trocken, von breiten, tiefen Rissen durchzogen, und außerdem mit dicht verfilztem Gras bewachsen war. Häufig gerieten vom Wechsel abweichende Packesel mit den Füßen in solche Erdspalten und stürzten, was viel Aufenthalt verursachte. Dabei bemerkten wir, daß viele 2—3 Meter lange Schlangen aus den Erdspalten huschten. Gleichzeitig scheuchten wir hunderte von Perlhühnern aus den Bäumen und Büschen auf. Sie waren wohl die Ursache, daß sich hier so viele Schlangen befanden, denen sie wahrscheinlich zur Nahrung dienten, während die Perlhühner selbst wohl durch den äußerst reichlich vorhandenen Grassamen angelockt waren. Außerdem wächst hier eine Art Hackedorn, von deren Schoten sich die Frankoline und Perlhühner nähren. Die Früchte dieses Dorns haben die Gestalt der Erbsenschote; sind sie reif, so platzen sie von selber auf und die Samenkörner fallen auf den Erdboden. Hier werden sie von den erwähnten Hühnervögeln gefressen. Viele von den Samen werden von den Vögeln unverdaut wieder ausgeschieden und so in andere Gegenden verschleppt, so daß die Vögel zur Verbreitung des erwähnten Hackedorns beitragen.

Der Nachmittag war schon vorgerückt und Mensch und Lasttiere ermüdet; deshalb machten wir trotz des ekelhaften Natterngezüchtes hier Lager. Um wenigstens unseren Lagerplatz von den Schlangen frei zu bekommen, wurde der ganze Platz abgebrannt. Vor den prasselnden Flammen suchten die Reptilien eiligst das Weite. Aus einem einzigen Busch sah ich allein fünf Stück davonhuschen. Ich ging noch in Begleitung zweier meiner Neger und eines Hundes nach Wasser. An der Wasserstelle, die auf der einen Seite mit dichtem Gebüsch bestanden und auf der andern durch einen großen Baum beschattet war, machten wir Halt und betrachteten uns die Gegend näher. Plötzlich fuhren zwei große Schlangen auf meinen, dicht am Wasser stehenden Hund zu. Sofort riß ich die Büchse von der

Schulter, legte an und fehlte die Schlange. Glücklicherweise war das Reptil durch den Knall der Büchse so erschrocken, daß es eiligst sein Heil in der Flucht suchte. Für den Abendtisch hatten wir uns mehrere Perlhühner geschossen; aber beim Herrichten verging uns allen der Appetit, weil ihre Eingeweide von Bandwürmern wimmelten.

Ich machte mit meinem Gefährten von dem Lager aus einen Streifzug auf Nashörner, während meine Frau zurückblieb. Zur Dämmerungszeit waren wir nach erfolgloser Jagd auf dem Heimwege bis auf kurze Entfernung vom Lager angelangt, als wir kaum 20 Schritt vor uns im Zwielicht ein lauerndes, größeres Tier bemerkten. Zuerst hielten wir es für einen unserer Hunde, erkannten aber plötzlich an der peitschenden Rute, daß wir es mit einer sprungbereiten Löwin zu tun hatten. Hier hieß es handeln. Noch war gerade genug Büchsenlicht. Gleichzeitig krachten unsere Schüsse. Die 9,3 Mantelgeschosse durchschlugen den Schädel der Löwin und flogen pfeifend über unser in einer Senkung liegendes Lager hinweg. Unsere Leute kamen eiligst herbeigelaufen, in der Annahme, daß Wildbret zu bergen sei. Ich ließ die Beute ins Lager transportieren und als meine Frau anstatt einer Antilope die erlegte Löwin erblickte, wurde sie bleich vor Schrecken. Sie hatte die Absicht gehabt, uns Heimkehrenden bis zu dem Hügel entgegenzugehen, wäre aber sicher der Bestie wehrlos in den Weg gelaufen, wenn nicht ein geringfügiger Umstand sie von ihrem Vorhaben abgehalten hätte. Eben hatte sie sich auf den Weg machen wollen, als der Koch Konserven aus der Vorratskiste verlangte. Sie mußte bleiben, bis ausgegeben war, und da es schon dämmerte, verzichtete sie zu ihrem Glück auf ihr Vorhaben. So verdankten wir oft nur einem bloßen Zufall unser Leben!

Die erlegte Löwin war sehr mager; ich ließ sie aus der Decke schlagen, brach sie auf und konnte bei der Untersuchung keinerlei Krankheit feststellen. Alle Organe waren gesund und auch das Gebiß tadellos. Ich vermutete daher, daß das Tier von der Tsetsefliege infiziert worden war. Leider unterließ ich es, Blutproben mitzunehmen, um diese später mikroskopisch prüfen zu lassen.

Unsere Neger machten sich eifrig auf die Bienensuche und brachten uns täglich wundervollen, wilden Honig. Die Bienennester finden sie meistens

mit Hilfe eines Vogels, den sie deswegen den Honiganzeiger (Indicator böhmi Rchw) nennen. Offenbar sind Bienenmaden und Honig Leckerbissen für diesen Vogel und er mag gemerkt haben, daß beim Ausnehmen der Bienennester stets etwas für ihn abfällt. Auch erzählten mir die Schwarzen, daß sie ihm immer absichtlich etwas zurücklassen. Als Grund hierfür geben sie an, daß der Vogel gewissermaßen einen Lohn für seine Bemühungen erwarte. Würde ihm dieser Lohn vorenthalten, so suche er sich dadurch zu rächen, daß er beim nächsten Male die ihm folgenden Leute nicht zu dem ersehnten Leckerbissen, sondern ans Versteck einer Giftschlange oder eines gefährlichen Raubtieres führe. Ich erlebte es dutzendemale, daß ein solcher Vogel in unsere Nähe kam und durch lautes Zwitschern und Schlagen mit den Flügeln unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken versuchte. Stets baten mich dann meine Schwarzen, dem Vogel folgen zu dürfen, was natürlich nicht immer gewährt werden konnte. Wenn man dem Vogel nachgeht, so fliegt er voraus bis in die Nähe des Bienennestes; dort flattert er solange an derselben Stelle umher, bis das Nest gefunden ist und wartet, bis er seinen Anteil erhält. Merkwürdig ist, daß die Waruscha-Leute weder Angst vor den Bienenstichen noch sonderliche Beschwerden von ihnen haben; sie klettern völlig nackt auf die Bäume, wo in Höhlungen am Stamm oder größeren Ästen die wilden Bienen ihre Wohnungen haben. Furchtlos greifen sie mit bloßen Händen hinein und holen die Waben heraus. Wir Europäer mußten bei einer solchen Honigentnahme oft schleunigst den Rückzug antreten, denn die afrikanische Biene ist sehr stechlustig. Hierbei fällt mir eine sehr lustige Geschichte ein. Auf der Plantage eines meiner Freunde hatte sich unweit eines Negerpfades ein größerer Bienenschwarm niedergelassen. Da trotz des Verbots, von seiten des Besitzers der Plantage, die Neger ständig diesen Pfad benutzten, war es meinem Freund gerade recht, als einige wie üblich spärlich bekleidete Neger auf dem verbotenen Wege in das Verderben schritten. Die Bienen brauchten in keiner Weise mehr beunruhigt zu werden, da sie vorher schon wiederholt gestört worden waren. Aus sicherem Versteck wurde folgender Vorfall aus größter Nähe von meinem Freunde beobachtet. Der erste ahnungslos dahinschreitende Neger erhielt einige Stiche und schlug unter lautem Schrei wild um sich, wodurch die Bienen noch mehr beunruhigt wurden und nun erst recht

über die anderen Neger herfielen. Eine regelrechte Schlacht war im Gange. Selbstverständlich warfen die Schwarzen sofort ihre Lasten, unmittelbar an der Stelle, wo die Bienen am stärksten vertreten waren, weg und suchten das Weite. Ein schwarzer Plantagenarbeiter, der sich die Sache angesehen hatte, glaubte weit mehr Mut zu haben als seine schwarzen Brüder, die sich nicht an die zurückgelassenen Lasten heranwagten. Aber o weh! zweimal war der Versuch vergeblich, denn jedesmal wurde er von den Bienen angegriffen und böse gestochen. Er gab aber nicht nach. Mit einer wollenen Decke bekleidet, wagte er sich wieder in die Nähe des Bienenschwarms — vergebens. Jetzt überlegte er, wie er am besten in den Besitz der Lasten kommen konnte. Er umwickelte seine Beine mit Säcken, nahm über den Kopf eine Decke und machte sich von neuem auf den Weg. Dieses Mal ergriff er auch wirklich die Last, doch beim Aufnehmen derselben verschob sich die Decke derart, daß der untere Körperteil entblößt wurde. Schreiend und springend warf er die Last von sich und schneller als er gekommen war, nahm er Reißaus! Es ist gar nichts Seltenes, daß Menschen als auch Tiere durch Schwärme dieser geflügelten Insekten zu Tode gestochen werden. Auch im Kriege sind uns die Bienen oft zu Hilfe gekommen und ganze Kompagnien unserer Feinde mußten vor ihnen flüchten, denn durch das Schießen in den Kautschukwäldern waren die Bienen so aufgeregt, daß sie über den nachfolgenden Feind herfielen. Auch ein angesehener Häuptling im Nordwesten Deutsch-Ostafrikas wußte diesen Dienst der Bienen auszunutzen, indem er viele ausgehöhlte Baumstämme mit Bienenstöcken einige hundert Meter vor seiner sogenannten Festung aufstellen ließ. Beim Herannahen der feindlichen Negerstämme wurden die Klappen geöffnet und so war es dem Feinde unmöglich, seine Feste zu nehmen.

Der Honig der ostafrikanischen Biene ist sehr wohlschmeckend, nur in den Kautschukwäldern, wo die Biene ausschließlich aus den Kautschukblüten den Honig holt, hat er einen etwas bitteren Beigeschmack und erregt nach Genuß Krankheitserscheinungen.

Da unsere Vorräte zu Ende gingen, marschierten wir bis Campi ya Faru, d. h. Nashornlager. Etwa 7—8 Stunden von dem Orte Umbulu entfernt. Mit meinem Gefährten ritt ich nach dieser Niederlassung, um dort neue Vorräte zu besorgen. Umbulu war außer Engaruka der einzige Ort, den

wir auf unserer viermonatigen Expedition berührten. Ich besuchte den Leiter der dortigen Regierungsstelle, der mit einigen deutschen Beamten den Bezirk Iraku verwaltete. Der Liebenswürdigkeit dieses Herrn verdanken wir es, daß wir genügend Hirse- und Maismehl für unsere Schwarzen erhielten und bei den indischen Händlern konnte ich Proviant für uns Europäer bekommen.

Zum Fortbringen der Vorräte und zum Weitermarsch verpflichtete der Bezirksleiter mir für einen Monat 40 Wambulu-Neger.

Das Eingeborenendorf Umbulu kann man eine fast unsichtbare Ansiedlung nennen, denn die Hütten sind alle in die Erde eingebaut und mit Lehm überdeckt. Man glaubt von weitem, es seien nur niedrige, zerstreute Termitenhügel. Diese sonderbare Bauart ist durch das gemäßigte, fast kühle Klima bedingt. Die Bewohner sind meistens schlank gebaut, scheinen aber ganz gesunde Mägen zu haben; denn wie mir der Bezirksleiter erzählte, haben sie seinerzeit alle an der Rinderpest gefallenen Tiere aufgefressen, ohne davon die geringsten Beschwerden zu haben. Auch uns lieferten sie bald eine Probe ihres Freßvermögens.



VI. Kapitel

Im Mutjek-Gebirge und zurück zum Manyara-See

In unser Lager zurückgekehrt, unternahmen wir mehrere, leider erfolglose Streifzüge auf Nashörner und wir beschlossen deshalb weiter zu marschieren. Nach der Mittagsrast des zweiten Tages erlegten wir eine Schwarzfersenantilope (Aepyceros suara Mtsch). Kaum war das Tier gefallen, so warfen die Wambulu ihre Lasten weg, stürmten heran, hatten im Handumdrehen das Tier zerlegt und machten sich ohne weitere Vorbereitung an die Mahlzeit, die jeder Beschreibung spottete. Wie wilde Tiere zerrissen sie die Beute und rauften sich um die einzelnen Stücke; die Gedärme wurden in Fetzen zerrissen, nur summarisch entleert und roh ohne Reinigung verschlungen. Ebenso fraßen sie Leber, Lunge, Milz und Herz auf und kauten, daß ihnen das Blut von den Mäulern herabfloß. Dieses ekelhafte Bild der mit Blut und Kot besudelten Mäuler und Hände der Kerle war schauderhaft. Für den Rest des Tages war uns jeder Appetit auf Fleisch gründlich vergangen. Wie viele Leute gibt es doch in Deutschland, die in dem Neger Afrikas nur ihren Bruder erkennen wollen. Selbst im Reichstag wurden die ostafrikanischen Eingeborenen sogar mit den freien Bauern Niedersachsens auf eine gleiche Stufe gestellt. Ein solcher Vergleich kann doch nur der völligen Unkenntnis der ostafrikanischen Negerstämme entspringen und ich glaube, daß das Wenige, was ich oben geschildert habe, genügen wird, zu beweisen, auf welch niedriger Kulturstufe einige Stämme der Kolonie noch stehen.

Unser Weg führte durch eine eigenartige Parklandschaft, deren Baumgruppen in ihrer äußeren Form unseren deutschen Obstbäumen glichen. Sie wird deshalb auch „Apfelbaum- oder Obstbaumsteppe" genannt. Hier

errichteten wir in einer Baumkrone einen Hochsitz, von wo aus wir die Steppe in weitem Kreise überblicken konnten und auch einige Nashörner sichteten. Auf einem Jagdzug, nicht weit vom Lager, gaben unsere suchenden Hunde Laut. Beim Herannahen sahen wir vier Zebras gerade auf uns zukommen, alle Augenblicke nach den sie verfolgenden Hunden schlagend und beißend. Wir schossen eins davon ab; mein bester Rüde Prinz stürzte sich auf das im Wundbett liegende Tier und schlug ihm seine Fänge in dessen Nüstern; dabei kam er mit seinem rechten Vorderlauf in das Maul des beißenden Zebras und heulte laut auf. Inzwischen war ich hinzugelaufen und machte dem Zebra durch Kopfschuß ein Ende. Natürlich waren unsere Wambulu sofort zur Stelle und führten uns das oben erwähnte Schauspiel eines Festfressens in verstärktem Maße auf.

Wir kamen auf unseren Streifzügen bis zum Rande der Großen Bruchstufe; bei den Mbugwe-Bergen sichteten wir viele Nashörner und Elefanten, jedoch ohne Junge, zogen daher mit der Karawane wieder gegen die Kitete-Berge zurück. Ich war mit meinem Gefährten vorausgegangen; der Weg führte zunächst durch ein vom Steppenbrand versengtes Gelände. Zahlreiche frische Wildfährten waren deutlich auf dem Boden in der Asche zu sehen, darunter auch solche von Nashörnern. Hierzu möchte ich bemerken, daß ein Steppenbrand in Afrika bei weitem nicht so viel auf sich hat, wie in der nordamerikanischen Prärie. Das Wild stürzt nicht in Schwärmen fort, sondern läuft oft genug mitten durch das offene Feuer. Viele Antilopen wie Kongoni, Grant- und Thomsongazellen, Gnus, ferner Zebras und sogar Nashörner sieht man gleich nach dem Brande auf der noch heißen Asche umherlaufen. Auch der Graswuchs wird scheinbar durch die Asche des Brandes gedüngt, denn der feuchte Niederschlag während der Nacht läßt das Gras bald wieder emporschießen. Außerdem brennt es nie völlig ab; die Grasbüschel bleiben recht oft stehen, von denen nur die Spitzen absengen, so daß das Wild immer wieder einen gedeckten Tisch findet. Wir erlegten ein Kongoni und ein Zebra und machten an einem Baume die verabredeten Zeichen, um der Karawane den Ort als Lagerplatz anzuzeigen. Mit Dornästen und Büschen verdeckten wir das Wildbret, um die Aasgeier von der Beute abzuhalten, verfolgten noch einige Zeit die Nashornfährten und kehrten spät nachmittags mit einem Bärenhunger ins Lager zurück. Heute

sollte es Erbsen mit Speck geben und wir freuten uns mächtig darauf. Bei unserem Eintreffen schickten wir einige Leute zum Einholen des geschossenen Kongonis und Zebras und setzten uns hungrig und erwartungsvoll zum Essen nieder. Gerade brachte der Koch von der Feuerstelle in einer großen Schüssel die Erbsen herbei, als zwei der abgesandten Neger zurückgelaufen kamen mit der Nachricht, daß sich bei den geschossenen Tieren zwei Löwen befänden. Anstatt beim Auftragen seiner Schüssel vor sich zu sehen, horchte der Koch auf, stolperte über ein Stück Brennholz und fiel hin. Zwar hielt er gewissenhaft die Schüssel fest, fiel aber so komisch zu Boden, daß sein schwarzes, seit vier Wochen ungewaschenes Gesicht gerade in den heißen Brei geriet. Als er heulend aufsprang und sich die Erbsen aus dem schmierigen Gesicht wischte, verging uns der Appetit auf dieses Gericht. Wir ergriffen rasch die Gewehre und liefen nach der Stelle, wo die zur Strecke gebrachten Tiere lagen, konnten aber die Löwen nicht erlegen, da sie bereits vor den Schwarzen die Flucht ergriffen hatten. Anstatt der ersehnten Erbsen gab es heute nur ein Stück gebratenes Kongonifleisch.

Auf dem Weitermarsch in östlicher Richtung wurde unser Weg unversehends von einer gewaltigen, steil abfallenden und mit Bäumen und dichtem Buschwerk bewachsenen Schlucht unterbrochen. Wie wir am Rande derselben hingehend, nach einem bequemen Abstieg suchten, vernahmen wir unten im Dickicht Zweige knacken, wie es beim Durchbrechen von Großwild hörbar wird. Wir verhielten uns ganz ruhig, um die Tiere nicht zu stören und erwarteten die Ankunft unserer Karawane, in der Absicht, die Leute am Ausgange der Schlucht aufzustellen und so einen sicheren Erfolg zu haben. Inzwischen aber war die Karawane ganz in unsere Nähe gekommen, ohne daß wir uns gegenseitig bemerkten; auch hatten unsere Leute die Wegezeichen übersehen und so unsere Spuren verloren. Für solche Fälle war ausgemacht worden, daß der suchende Teil zwei Gewehrschüsse abgeben solle und der andere dann mit zwei Antwortschüssen die verlorene Richtung anzugeben habe. So fielen in unserer Nähe die Signalschüsse und wir mußten wohl oder übel antworten. Nun wurde es in der Schlucht lebendig, das Wild flüchtete und unser schöner Jagdplan war umsonst ausgedacht.

In der Nähe der Schlucht wurde Lager gemacht. Nachmittags versuchten wir wiederum einen Abstieg zu finden, als wir unversehens unter uns

ein schlafendes, starkes Nashorn liegen sahen. Rasch wurde der Apparat aufgestellt und der Dickhäuter auf den Film gebracht. Während des Kurbelns warf ich mit einem Stein nach dem Bullen, der prustend in die Höhe fuhr, worauf sich dicht neben ihm, hinter einem Busch, ein zweites Nashorn mit einem Jungen zeigte. Leider bot sich hier keine Möglichkeit, an den steilen Wänden ohne Seil hinunterzukommen; so liefen wir etwa 200 Meter an der Schlucht entlang, als uns schon einige Schwarze mit Stricken und der Meldung entgegenkamen, daß meine Frau auf dem jenseitigen Rande ebenfalls eine Nashornkuh mit Kalb habe trotten sehen. Kaum 50 Meter von uns entfernt auf der gegenüberliegenden Seite kam die Kuh mit ihrem Jungen auf uns zu. Die geschickten Leute hatten Stricke mitgebracht, und wir seilten uns an. An einer Baumwurzel wurde der Strick befestigt und hinab ging es in die Schlucht. Ich war fast unten angelangt, als mein Freund Schumann auch schon an dem Strick sich abwärts seilte. Diese Belastung war für die Wurzel etwas zu viel, sie riß ab, so daß wir uns beide am Erdboden im Busch wiederfanden, glücklicherweise ohne eine Verletzung davongetragen zu haben. Zeit zu verlieren gab es nicht, daher wurde die Verfolgung sofort aufgenommen. Hier sei die Eigentümlichkeit bemerkt, daß das Nashornjunge stets dicht hinter der Mutter hertrottet, während beim Flußpferd das Junge meistens vorausläuft. Die Nashornfährte war auf dem harten Boden schwer auszumachen und von Wildwechseln vielfach unterbrochen. Wir aber arbeiteten uns durch den dichten Busch hindurch und folgten einem Wechsel, der uns aus der Schlucht auf den anderen Rand führte. Dort fanden wir die Fährten der zweiten Nashornkuh und verfolgten sie über zwei Stunden lang. Durch einen Busch brechend, standen wir plötzlich einem starken Nashornbullen gegenüber. Mein Jagdgenosse, der vor mir ging, nahm ihn aufs Visier und brachte das Tier zu Fall. Der Dickhäuter brach zusammen, richtete, als wir herantraten, sich wieder auf und stürzte pustend auf mich zu. Nur durch einen raschen Seitensprung vermochte ich mich zu retten. Mit einem zweiten Schuß streckte Schumann den kapitalen Bullen nieder. Inzwischen war es fünf Uhr geworden, ohne daß wir das Junge erreicht hatten. Der anbrechende Abend zwang uns die Verfolgung aufzugeben und ins Lager

zurückzukehren, wo wir in stockfinsterer Nacht, erschöpft und zerschunden von der Kletterpartie an den steilen Wänden der Schlucht, ankamen. Nicht allein die erwähnten Alarmschüsse hatten das Wild aus der Schlucht verscheucht, sondern auch der Ungehorsam unserer Träger. Sie waren trotz meines Verbotes in die Schlucht hinabgeklettert, um den geliebten Honig zu suchen.

Damit das Wild wieder zur Tränke in die Schlucht zurückkehre, verlegte ich das Lager an ihr oberes Ende. Dort befand sich ein prächtiger Hain von großen wilden Feigenbäumen, aus dem ein Bächlein in die Schlucht hinabfloß. Von hier aus machten wir, nur von acht Trägern begleitet, tagelange Streifzüge sowohl in die ganze Umgebung, als auch in die Schlucht selbst. Sie war etwa neun Gehstunden lang und stellenweise bis 400 Meter breit. Sie durchbrach die Bruchstufe und mündete in der Nähe des Manyarasees in die Ebene. Ihre Abhänge waren zum größten Teil senkrecht abfallend und der Boden dicht mit Gesträuch und größeren Bäumen bewachsen. Das Gestrüpp war so dicht, daß wir stellenweise überhaupt nur auf den Wildwechseln, wie in Tunnels, vorwärtskommen konnten. Das Begehen solcher Pfade ist nicht gefahrlos, denn bei einer etwaigen Begegnung mit Großwild ist an ein Ausweichen nicht zu denken. Oft genug bekamen wir auch das Pusten von Nashörnern zu hören und mußten mit beständig schußbereiten Waffen vordringen, wobei abwechselnd jeder von uns einmal die Spitze nahm. Da es uns keineswegs darum zu tun war, Nashörner zu erlegen, sondern nur Junge zu fangen und Kinoaufnahmen zu machen, so mußten wir versuchen, einen dazu möglichst geeigneten Platz in der Schlucht zu finden. Auf einem dieser Streifzüge oben auf der linken Seite der Randschlucht gingen wir durch ein felsiges, mit Dornbusch bewachsenes Gelände und stießen auf ein äsendes Nashorn. Auf seinem Rücken saßen Madenhacker, starartige Vögel. Sie sind Insektenfresser und befreien die großen Tiere von ihren Schmarotzern, wie Zecken und Fliegenmaden. Vom Tiere unbemerkt konnten wir den Apparat aufstellen, und ich fing an zu kurbeln, während Schumann mit Gewehr im Anschlag sich neben mich stellte. Durch das surrende Geräusch des Kurbelns wurden die Vögel verscheucht und flogen davon. Das Rhinozeros verhoffte,

äugte nach allen Seiten und kam uns dabei auf 18 bis 20 Schritte nahe. Ich kurbelte unentwegt weiter, aber plötzlich bekam das Tier Wind und sauste schnaubend dicht an uns vorüber.

Auch in dem auf dem rechten Rande der Schlucht gelegenen Gelände erlebten wir in einem ganz mit Hackedorn bewachsenem Gebiete ein ernstes Nashornabenteuer. Auf einem unserer Streifzüge sichteten wir eine starke Nashornkuh mit nachtrottendem Jungen. Bei unserem Erscheinen verschwanden die Tiere geräuschlos im Dickicht. Ich ließ die Hunde los und sie stellten das Junge, während wir die Alte durch einen Schreckschuß vertrieben. Meine acht Träger umzingelten das von den Hunden gestellte Junge, und nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir, dem schon ziemlich großen Tiere meinen Lasso um den Hals zu werfen und das Ende desselben an einem Baum festzubinden. Der junge Dickhäuter gebärdete sich wie toll, so daß ich ihm noch einen zweiten Lasso um den Fuß warf. Mein Kamerad nahm die Hunde, die in ihrem Jagdeifer das Tier beständig angingen, und führte sie nach dem vorläufigen Lagerplatze, wo unsere Neger Feuer gemacht hatten und Wasser herbeischafften. Ich wartete bei dem Tiere, bis es einigermaßen ausgetobt hatte und bis mein Gefährte zurückkam. Nun wollten wir das schon starke Nashorn in unser etwa 600 Meter entferntes Lager bringen. Das Tier war aber zu kräftig, um wie gewöhnlich an den beiden Lassos geführt zu werden. Daher halfen wir uns folgendermaßen: Der eine Lasso wurde losgemacht, einer von uns lief voraus und band das Ende an einem Baume fest. Nun wurde der hintere Lasso losgemacht und von einem von uns gehalten, während der andere vor das wütende Tier hintrat und sich immer längs des Weges nach dem Lager zurückzog. Pustend stürzte sich das junge Tier auf den Vorausgehenden, konnte aber natürlich nur soweit kommen, als der hintere Lasso es ihm erlaubte; dann wurden die Lassos wieder angebunden. So sollte das Spiel fortgehen, und wahrscheinlich wäre es uns auch gelungen, trotz der größeren Kraft des Gefangenen, ihn sicher ins Lager zu bringen. Da geschah es, daß mein Begleiter den Lasso schlecht am Baume festgebunden hatte, während ich ahnungslos vorausging und das Nashornkalb zum Vorwärtslaufen reizte. Anstatt daß der hintere Lasso den Dickhäuter zurückhielt,

löste er sich, und das Tier sauste auf mich zu, wobei unglücklicherweise durch die plötzliche ungehinderte Spannung beim Anlauf des Kolosses auch der zweite Lasso riß und das Nashorn frei wurde. Ich lief, was ich konnte und rettete mich auf einen etwa einen Meter über dem Boden befindlichen, wagerecht gebogenen Hackedornstamm und hielt mich, trotz der Dornen, an den Ästen fest. Der Baumstamm war nur dünn, und das Nashorn boxte feste auf ihn und meine Füße ein, die ich abwechselnd immer hochzog. In meiner Not warf ich ihm als Ablenkungsmittel meinen Hut zu. Nun stürzte es sich auf diesen und schleuderte ihn hin und her. Ich hing hilflos im Hackedorn eingeklemmt, und wer dieses Gebüsch kennt, weiß, daß man, von ihm erfaßt, nur mit zerfetzten Kleidern und ebensolcher Haut wieder loskommt. Inzwischen war Schumann nachgeeilt, erwischte das vom Nashorn nachgeschleifte Lassoende und wollte es an einem Baume festbinden. Aber der pustende Dickhäuter ließ ihm dazu keine Zeit und nahm ihn sofort an, so daß er ebenfalls flüchten mußte. Währenddessen hatte ich mich mit Gewalt aus der Umarmung des Hackedorns losgerissen und eilte wieder meinem Begleiter zu Hilfe. Auch mir gelang es, das nachschleifende Ende des Lassos zu fassen, aber wiederum blieb mir keine Zeit, es festzubinden. Das Nashorn nahm mich sofort wütend an, und nochmals mußte ich in den dichten Hackedorn flüchten. Gerade im kritischen Augenblick kamen einige meiner Neger herbei und näherten sich ahnungslos in der Meinung, das Nashornkalb sei noch festgebunden. Kaum gewahrte das Nashorn aber die Leute, als es sich auf den nächsten stürzte, worauf die Schwarzen, so schnell sie konnten, davonliefen. Neger und Nashorn waren bald im Busch verschwunden. Bei dem sinkenden Tageslicht war an eine weitere Verfolgung nicht zu denken. Das Endresultat unserer ganzen Mühe waren zwei verlorene Lassos, ein zerrissener Hut und total zerfetzte Kleider. In recht trostlosem Zustand kehrten wir in unser kleines Lager zurück, wo unsere verfolgten Neger bereits in aller Ruhe nach überstandener Gefahr sich am Feuer wärmten. Der in der Eile für die erhoffte Beute hergestellte Kral blieb leer und vermehrte noch den Ärger über den Verlust des schönen Tieres. Ich war besonders ärgerlich. Aus hundert Rissen rieselte mir das Blut herab, und die kleinen Wunden brannten wie Feuer.

Der Hackedorn, auch Kameldorn genannt, ist eine Akazienart, deren junge Blätter von den Giraffen gerne genommen werden. Alle Zweige und Blattrippen des bis fünf Meter hohen Busches sind mit angelhakenartigen Dornen besetzt, und wenn man einmal in ihren Bereich gekommen ist, gibt es kein Entrinnen mehr. Man muß entweder die zurückhaltenden Zweige und Blätter abschneiden oder aber Kleider- und Hautfetzen lassen.

In diesem Revier fiel mir eine besondere Art Tauben auf, die ich nirgends sonst wieder beobachtete. Die Tierchen waren in Form und Größe den Haustauben ähnlich, hatten aber hellgrünes Gefieder. Es waren höchstwahrscheinlich Papageientauben (Vinago salvadorii Dubois), und da sie sehr scheuten, gelang es mir nicht, welche zu fangen oder zu erlegen. Sonst gab es nur Buschböcke (Tragelaphus roualeynei Gord. Cumm.), Bergriedböcke (Cervicapra chauleri Rotschild) und Hirschantilopen (Cobus defassa Rüpp); an Raubzeug trafen wir vielfach Hyänen und Schakale, dagegen fanden wir während unseres dortigen Aufenthaltes keine Löwen, auch keine Fährten derselben. Die Vogelwelt war hauptsächlich durch Perlhühner, Geier und den Stelzvogel Marabu vertreten. Meine Frau schoß einige der Perlhühner ab, und dieses Mal mundeten sie uns köstlich, da sie nicht, wie im Schlangenlager, mit Bandwürmern behaftet waren.

Unsere Ruhe- und Rasttage boten uns allerlei Abwechslung. Obwohl man Hunderte von Kilometern von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt war, fühlte man sich nicht im geringsten vereinsamt. Ein hohes freies Gefühl beseelte uns, und wir dünkten uns König und Herrscher in der freien Natur. Für die große Verantwortung, die man als Leiter einer Karawane auf sich nimmt, wird man durch die komischen Lagerszenen und durch Gelingen der Expedition voll und ganz entschädigt. Letzteres hängt in den meisten Fällen von einer guten Verpflegung der Leute ab, die jedoch keineswegs ohne besondere Schwierigkeiten ist. Ist man aber ein sicherer Schütze und hat genug Mehl im Vorrat, so lassen sich Hindernisse ohne große Sorge überwinden, und die Verpflegung der Eingeborenen gestaltet sich ziemlich einfach. Für den Europäer kommen noch Gemüse und Früchte in Konserven sowie Gewürze in Betracht. Eine wich-

tige Rolle spielt jedoch auf Safari (Reise) das Brot. Wie man sich solches ohne Backofen schmackhaft bereitet, dürfte für manchen ebenso neu, wie interessant sein. Zu seiner Herstellung braucht man nur Mehl, Wasser, etwas Sauerteig, einen eisernen Topf und etwas Holz. Gegen Abend rührt man einen halben Topf Mehl mit etwas Wasser zu einem dünnen Brei an, und fügt den in Wasser aufgelösten Sauerteig hinzu. Diese Mischung bleibt bis zum nächsten Morgen stehen und gärt während der Nacht. Alsdann fügt man nochmals etwas Wasser und soviel Mehl hinzu, bis beim Durcharbeiten ein steifer Brotteig entsteht. Nun bringt man das Gemenge in den ausgefetteten Topf und läßt das Ganze nochmals einige Zeit nachgären. Ein eigroßes Stück Teig wird jedoch zurückbehalten und im Mehlbeutel als Sauerteig aufbewahrt. Befindet man sich auf dem Marsche, so trägt der Koch oder Boy den Topf bis zur nächsten Raststelle. Hier wird auf der Erde Feuer gemacht, und wenn das Holz niedergebrannt und der Boden heiß geworden ist, werden die Kohlen beiseite geschoben, der Topf hineingesetzt und mit Asche und glimmenden Kohlen ringsherum und auf dem Deckel bedeckt. Durch den Boy werden die Kohlen auf dem Deckel nach und nach durch neue aus dem Feuer ersetzt, so daß eine gleichmäßige Hitze entsteht. Nach etwa einer Stunde ist das Brot gar. Man prüft es, indem man einen dünnen Holzstab in das Backwerk hineinstößt. Befindet sich beim Herausziehen kein roher Teig an dem Stab, so ist das Brot fertig. Auf allen meinen Fangzügen habe ich nach dieser Methode immer ein vorzügliches, schmackhaftes Brot bereitet. An Sonn- und Feiertagen fehlte selbst der Festtagskuchen nicht. Die Eier hierzu lieferten uns einige Hühner, die wir mitgenommen hatten. Sie waren so an das Lagerleben gewöhnt, daß wir sie frei herumlaufen lassen konnten. Aber auch die Steppe versorgte uns öfters mit dem begehrten Artikel. So brachten unsere Leute manchmal solche aus den Perlhühnergelegen. Diese braungesprenkelten Eier schmecken ausgezeichnet, weniger gut dagegen die Straußeneier, die durchschnittlich die Masse von 24 Hühnereiern enthalten. Ihr Geschmack ist etwas herbe, sonst aber gut, und sie lassen sich zu Rührei und Kuchen verwenden.

Unser Nashornbaby „Liesel" war der Karawane auf allen Märschen treulich gefolgt und ganz zahm geworden. Ich hatte ihm einen jungen

Neger als Wärter gegeben, und beide hatten dicke Freundschaft geschlossen. Es war ein drolliges Bild, sie dicht aneinandergeschmiegt schlafen zu sehen. Wollte aber der Wärter einmal am Lagerfeuer mit seinen Genossen eine Unterhaltung führen und sich von dem schlafenden Tiere wegstehlen, so wachte Liesel regelmäßig auf, rannte mitten in die Versammlung der Schwarzen hinein und teilte rechts und links Rippenstöße aus, bis sie ihren Gefährten wiedergefunden und seinen Platz neben ihm eingenommen hatte. Nachdem sich dieser Vorgang mehrmals wiederholte, kam der Wärter auf den schlauen Gedanken, wenn er sich fortstahl, seine nicht mehr saubere Schlafdecke Liesel über den Kopf zu decken. Das half. Durch die der Decke anhaftende Witterung des Schwarzen ließ Liesel sich täuschen und schlief ruhig allein weiter. Kijanda konnte nun ungestört an dem Quatsch teilnehmen, der sich hauptsächlich um übertriebene Schauergeschichten drehte und sich bis tief in die Nacht erstreckte.



VII. Kapitel

Streifzug in die Kiteteberge

Nach einigen Tagen Rast im Standlager brachen wir mit fünf Negern zu einem Streifzuge in die Kiteteberge auf, wo wir hofften, Elefanten anzutreffen. Der Marsch dorthin führte uns auf einem Nashornwechsel, während einiger Stunden durch hohes Gras, bis zum Rande des Urwaldes. In ihm stiegen wir bergauf und marschierten einige Zeit längs des Höhenrückens immer im dichten Walde weiter, bis ein Tal uns vom nächsten Kamme trennte. Wir mußten hinab durch dichtes Gestrüpp und zuletzt uns durch hohe Brennesseln mit den Buschmessern Bahn brechen, die, weil sie fingerstark und mannshoch, besonders lästig und unangenehm waren. Ihre Berührung war für uns und unsere Hunde äußerst schmerzhaft. Den armen Tieren waren die Fänge derartig von den Nesseln verbrannt, daß sie die geschwollenen Schnauzen in den feuchten Boden wühlten, um Linderung vor dem heftigen Brennen zu suchen. In der Nähe einer erfrischenden Quelle auf dem Talboden machten wir sehr ermüdet Nachtrast. Schon während des Weges, noch mehr aber auf dem ausgesuchten Rastplatz, trafen wir vielfach auf Elefantenfährten.

Da dieser Ausflug dem Fang junger Elefanten galt, so war die Ausrüstung unseres kleinen Trupps so einfach wie möglich. Jeder Träger hatte nur eine kleine, leichte Last zu tragen, damit er sie unter den Arm nehmen und lautlos durch die Büsche und Lianen nachschlüpfen konnte. Alles was Lärm hätte verursachen können, wie Kochgeschirr und so weiter wurde zurückgelassen. Nur das Notwendigste wurde in Decken mitgenommen. Lautlosigkeit und Schnelligkeit sind zum Gelingen einer Elefantenjagd die Hauptfaktoren, denn der Elefant ist sehr feinhörig, und das geringste ihm unbekannte Geräusch zeigt ihm die Anwesenheit der Gefahr an.

Dagegen wird er durch das Knacken und Brechen von Zweigen fast gar nicht gestört. So hatten wir denn nur Konserven für eine Woche, für jeden eine Decke, ferner Stricke, Kochtopf, Feldflaschen, Teekessel, Waffen, Munition und Kinoapparat mit.

Wo die Elefantenwechsel kreuz und quer durch den Urwald ziehen, glaubt man große Laubengänge vor sich zu haben. Lianenranken hängen ab und zu bis auf den Weg herab, lassen sich jedoch leicht mit dem Buschmesser schlagen. Sind die Wechsel von Elefanten begangen, so ist es gefährlich, einem solchen Weg zu folgen, denn in dem Halbdunkel der Urwälder ist es sehr schwer, einen ruhig stehenden Elefanten, selbst wenn er ganz nahe ist, von der Umgebung zu unterscheiden. Die mächtigen Säulen des Elefanten sehen aus wie Baumstämme, und der gewaltige Oberkörper des Tieres steckt wie eine dunkle Masse im Laubdach des Ganges. Daher muß man mit großer Vorsicht vordringen. Einer hinter dem anderen, geht es rasch und lautlos vorwärts. An der Spitze geht ein Jäger mit schußbereitem Gewehr, vor ihm gebückt ein anderer, der auf die Pirschzeichen achtet. Der Jäger muß wissen, wie Fährte und Losung anzusprechen sind und ob ein Tier vor längerer oder kürzerer Zeit hier gewechselt hat.

Für den Nichtkundigen sei hier erwähnt, daß an dem stark niedergetretenen Laub oder an der noch warmen Losung mit Sicherheit zu erkennen ist, ob ein Elefant in unmittelbarer Nähe oder kurz vorher vorbeigekommen ist. Eine der wichtigsten Vorsichtsmaßregeln bei Verfolgung von Elefanten gründet sich auf die Eigenschaft der Tiere, ausgezeichnet zu winden, aber schlecht zu äugen. Am günstigsten ist es daher, den Wind gegen sich zu haben, denn mit dem Winde vorwärtszugehen, macht das ganze Unternehmen von vornherein aussichtslos.

Nach mehrtägiger Verfolgung der Wechsel in der erwähnten Weise, gelangten wir auf die Spitze des Berges, wo wir Aussicht in ein breites Tal hatten. Auf der Talsohle floß ein sumpfiger Bach, und zu unserer freudigen Überraschung sahen wir etwa 15 bis 20 starke Elefanten mit mehreren Jungen im Wasser. Leider hatten wir den Wind mit uns, die Tiere merkten uns sofort und wurden flüchtig. Es war ein unvergeßlicher Anblick, die Riesentiere durch den dichten Busch flüchten zu sehen und das Knacken und Brechen der armdicken Stämme und Zweige zu hören. Die

schweren Tiere werden von stärkerem Unterholz ebensowenig behindert, wie etwa ein Pferd von einem Getreidefeld. Der Abgang der Elefanten geschah so schnell, daß an eine Kinoaufnahme nicht zu denken war. Doch nahmen wir die Verfolgung sofort auf, wiewohl es für uns äußerst mühselig war, durch die niedergetretenen Büsche und Stämme mit Gepäck nachzufolgen. Ganz besonders hielten uns die an der Leine geführten Hunde auf, wenn Führer und Geführte rechts und links an einem Baume vorbeigingen und die Leine sich um die Stämme schlang. In wilder Hast stürmten wir so rasch wie möglich vorwärts, zeichneten aber vorsichtigerweise für die Nachkommenden den Weg durch Messerhiebe in die Rinde der Bäume. Zweck der Verfolgung war, den Elefanten keine Zeit zur Rast zu gönnen, um die jungen Tiere dabei zu ermüden. Der erfahrene Jäger weiß, daß auch der riesenstarke erwachsene Elefant wohl ungeheure Strecken zurücklegen kann, aber keinen Dauerlauf aushält, weil er als Pflanzenfresser zur Aufnahme seiner Nahrung täglich mehrere Stunden braucht. Bei einer hartnäckigen und schnellen Verfolgung, wo dem Tiere keine Zeit zur Äsung bleibt, wird der Elefant bald hungrig und müde. Nach kurzem Lauf müssen sie daher längere Zeit Äsungspausen machen. Wenn es dem Jäger gelingt, keinen Augenblick die Fährte zu verlieren, so muß das große Wild der Ausdauer des Menschen sicher zur Beute fallen. Verliert man dagegen die Fährte auf kurze Zeit, so ist die Jagd meistens aussichtslos, wie es leider auch uns gehen sollte.

Aus eigener Erfahrung wußte ich, daß der afrikanische Elefant mit großer Regelmäßigkeit von zehn Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags still stehend der Ruhe pflegt. Diese Eigenschaft des Elefanten ist für den Jäger sehr wichtig. So kann es auch vorkommen, daß man bei der Verfolgung der Fährte plötzlich drei bis vier Meter vor einem ruhigstehenden Elefanten sich befindet.

Infolge der unzähligen Hindernisse bei Verfolgung der Elefanten blieben die meisten der Träger zurück, und bald waren Schumann und ich und ein Neger allein. Trotzdem drangen wir weiter vor und erblickten gegen Abend dicht vor uns eine von der Herde zurückgebliebene Elefantenkuh mit ihrem Jungen. Ich ließ meine Hunde auf die Alte los, und es gelang, sie wegzutreiben.

Erwähnt sei hier auch für Jäger, daß Hunde besonders auf Elefanten dressiert werden müssen. Bei einer Jagd kam es vor, daß eine ausgezeichnete scharfe Dogge, die sonst niemals vor einem anderen Tiere zurückwich, beim ersten Anblick eines Elefanten mit allen Zeichen des Schreckens Kehrt machte und in solcher Hast zurückfuhr, daß sie einen nachfolgenden Träger über den Haufen rannte.

Einige unserer Hunde hatten also das Muttertier zur Flucht gebracht, die übrigen stellten das Junge. Schon sah ich mich im Besitze des ersten Elefanten und eilte mit dem Lasso herbei, als die Hunde plötzlich von dem jungen Dickhäuter abließen und dieser eiligst seiner Mutter nachfolgte. Vergebens hetzte ich die Hunde wieder auf die Fährte; sie waren offenbar ebenso ermüdet wie wir, und zwei von ihnen legten sich gänzlich schlapp nieder. Ich merkte an ihrem trüben Blick, daß sie krank waren. Das war ein schwerer Schlag und bedeutete für uns die Unmöglichkeit, die Verfolgung weiter aufzunehmen, um so mehr, als wir selbst auch gänzlich entkräftet waren. Wir übernachteten an Ort und Stelle und kehrten am folgenden Morgen zu unserem Standlager zurück.

Einige Tage später versuchte ich nochmals mit den gesunden Hunden in Begleitung von Schumann einer anderen Elefantenfährte zu folgen. Dabei stießen wir auf eine frische Nashornfährte und kamen zu einer Lichtung, wo wir neben uns im Gebüsch das Knacken von Zweigen hörten. Neben dem Busch befand sich eine kleine offene Waldwiese. Die Hunde hatten bald einen Nashornbullen gestellt, und pustend kam das Tier blitzartig schnell auf die Waldwiese gestürzt, immer noch ohne uns zu bemerken, da es durch die wütenden Hunde abgelenkt wurde, während der Apparat bereits in Tätigkeit war. Eine jüngere Kuh wurde im Hintergrund auf der Waldwiese sichtbar und bemerkte zuerst das von dem Kinoapparat ausgehende surrende Geräusch, worauf sie nochmals Miene machte, das unbekannte dreibeinige Gestell mit der eigenartigen Stimme anzunehmen, sich immer im rechten Augenblick noch besinnend. Nunmehr sicherte aber auch der Bulle nach uns herüber und kam langsam aus dem Rankendickicht hervor. Während mein Operateur kurbelte, standen Schumann und ich als Deckung zur Rechten und Linken des Apparates. Mein Rüde Prinz, ein Schäferhund, wagte sich in seinem Jagdeifer in zu große Nähe

des gewaltigen Tieres, als er plötzlich von dem meterlangen Vorderhorn durchstoßen, in fünf Meter hohem Bogen in die Luft und aus dem Bilde herausgeschleudert wurde. Auf dem später in Europa viel gezeigten Film ist deutlich zu erkennen, wie ein großer Dorn den Bullen am Auge ritzte, worauf das Tier stark zwinkerte und sich nach rechts wandte. In diesem Augenblicke sprang Schumann einige Schritte auf das Tier zu in das Bild hinein. Schumann stand acht Meter von der Linse entfernt, während in einer Entfernung von weiteren fünf Metern sich das Nashorn befand. In dem Augenblick, wo Schumann hielt, krachte auch schon seine Flinte, und mit gezirkeltem Kopfschuß brach der Koloß verendend zusammen. Der verwundete Hund kam winselnd zurückgelaufen, und man hörte das Pfeifen seiner Lunge, er mußte vernäht und verbunden werden. Unsere Neger zerwirkten das Nashorn und brieten das Fleisch an Ort und Stelle. Dies gab eine interessante Fortsetzung des Bildes. (Siehe farbiges Umschlagbild).

Bergmann wurde mit dem verwundeten Hunde in das Standlager zurückgesandt, während Schumann und ich der Elefantenfährte nachgingen. Die oft in Büchern aufgestellten Behauptungen, daß Elefant und Nashorn nicht in den gleichen Gegenden sich aufhalten und sich gegenseitig meiden, wäre somit einwandfrei widerlegt, zumal ich oft auch an anderen Plätzen beide Tierarten an gemeinsamer Tränke traf. Mit unseren sechs Trägern und nur drei Hunden ging es sieben Tage kreuz und quer durch den dichten Urwald bis zum Rande des Ngoro-Ngoro-Kraters. Zwar wurden mehrere Male Elefanten gesichtet, aber niemals in Begleitung von Jungen. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, erwachsene Elefanten zu erlegen, aber das war ja nicht unsere Absicht.

Am Ngoro-Ngoro-Krater traten wir aus dem Urwald heraus und kehrten durch die Steppe in zwei Tagemärschen direkt in unser Standlager an der Nashornschlucht zurück. Auf dem Rückwege schossen wir noch ein Kongoni und bepackten unsere Träger mit dem Wildbret. Schon ein paar Stunden vom Lager entfernt, kamen uns einige unserer Leute entgegen. Sie hatten am Abend vorher in der Ferne unser großes Lagerfeuer gesehen und geglaubt, wir brächten einen gefangenen Elefanten mit. Auf unsere Frage, ob im Lager alles in Ordnung sei, antworteten sie bejahend. Aber welcher Schreck erfaßte uns, als wir, in den Feigenhain einbiegend, vor uns frisch

aufgeworfene Grabhügel mit Holzkreuzen erblickten. Während unserer Abwesenheit waren drei unserer Hunde, zwei Pferde und acht Esel trotz aller Vorsichtsmaßregeln an Tsetse eingegangen. Der Operateur hatte sich aus Langerweile den Scherz gemacht, den eingegangenen Tieren Kreuze mit launigen Aufschriften zu setzen. Welchen Schrecken er uns damit einjagen konnte, hatte er sich wohl vorher nicht überlegt.

* * *

Nicht minder interessant sind meine Erlebnisse mit Elefanten in der Gefangenschaft. Man muß sich oft wundern, wie diese Riesentiere, man möchte sagen, mit Verstand oder sogar Intelligenz zu Werke gehen. Mit besonderem Vergnügen habe ich die Dickhäuter immer wieder beobachtet. Geradezu menschlich ist es, wie die grauen Riesenmütter mit ihren Jungen umgehen. Unter meinen zehn Elefanten befand sich eine Mutter mit einem ungefähr einem Jahr alten Jungen, das frei umherlief und von mir „Shockri" getauft wurde. Der kleine langnasige Kobold war der Liebling aller und ein Stromer durch und durch. Ging der Koch an ihm mit einer Schüssel mit Essen vorbei, dann nahm er sich mit dem kleinen Rüssel soviel er gerade zu fassen bekam; konnte er ohne weiteres nicht an die Kost herankommen, dann zwang er den Koch zum Stehenbleiben durch Festhalten und ging nicht früher, bis er seine bescheidene Ration erhalten hatte. Rückte die Fütterzeit der Tiere näher, dann stand der kleine Shockri schon lange auf der Lauer. Gewöhnlich bekamen die Tiere zuerst ihr Quantum Reis. Hierbei fraß er mit der Mutter zusammen ziemlich bis zur Neige, trat ihr alsdann mit den plumpen Beinen auf den Rüssel und benutzte diese Gelegenheit, um den Rest des Fressens für sich allein einzunehmen, was die gutmütige Elefantenmutter nicht groß übelnahm, denn sie schob das ungezogene Söhnchen nur brummend zur Seite.

Bei anderem Futter, welches „dem ersten Gang" folgte, war einmal der kleine Kerl durch sein schnelles Verschlingen bedeutend früher gesättigt als die Mutter. Er nahm dann den Rest mit dem Rüssel für sich allein in Anspruch, indem er ihn aus der Reichweite der Mutter zog. Dann suchte er sich noch das Beste heraus und kegelte das Übriggebliebene ins

Wasser. Das war dem Mutterherz dann doch zu viel. Ganz unauffällig paßte sie den Augenblick ab, wo der ungezogene Bengel in ihre Nähe kam, um ihn mit unglaublicher Schnelligkeit zu fassen und ihn in ihre unmittelbare Nähe zu ziehen. Jetzt folgte die Strafe. Mit ziemlicher Kraft teilte die Mutter zunächst mit dem Rüssel einige Schläge aus, dann wurde das Junge mit den Zähnen geboxt und schreiend in die hintere Ecke des mütterlichen Käfigs gedrückt.

Nach ungefähr einer Stunde beobachtete ich dann, wie der so gestrafte Shockri wieder anfing, sich bei der Mutter nach Art kleiner Kinder anzuschmeicheln. Auf alle mögliche Weise versuchte er nun die Gunst der Alten wieder zu gewinnen, indem er sich ganz langsam dem Kopfe näherte, um an der Brust saugen zu können, die sich bekanntlich zwischen den Vorderbeinen befindet.

Bei zwei anderen, frei umherlaufenden zweijährigen Elefanten mußte ich die Entdeckung machen, daß sie sich zu einem großen Spitzbubenpaar herausgebildet hatten. An Bord unter dem Achterdeck befanden sich einige hundert Säcke Maismehl. Zu diesem Raume führte ein nur sehr enger Eingang, der von dem Paare bald entdeckt war, da der Raum infolge der Hitze öfter gelüftet wurde. Der Lattenverschlag, welcher zur Vorsicht den Raum schützen sollte, wurde einfach von den klugen Tieren beiseite geschoben und dann mit der Mahlzeit begonnen. Waren sie gesättigt, so bewarfen sie sich mit dem gelben Mehl, so daß sie das Aussehen von Müllergesellen bekamen, da durch das Schwitzen der Haut und den kleinen Haarwuchs das Mehl sehr haftete. Gewöhnlich wurden diese Raubzüge von dem Geschwisterpaar unternommen, wenn an Deck Ruhe herrschte, d. h. in den Mittags- oder Nachtstunden. Bei dem geringsten Geräusch konnte ich des öfteren sehen, wie die Tiere die Flucht ergriffen, genau wie feige Einbrecher. Es ergibt sich hieraus, daß die Eindringlinge ihre strafbare Handlungsweise erkannt hatten. Interessant war eine Überraschung, nachdem die Diebe schon längere Zeit sich in dem Raume gütlich getan hatten. Ich rief sie bei Namen, weil ich sie nicht an ihren Plätzen fand, und hörte im nächsten Augenblick ein gewaltiges Krachen und Poltern. Die beiden mit Mehl vollständig besudelten Tiere kamen angestürzt und hatten infolge der körperlichen Zunahme die Türrahmen des Verschlages mit fortgerissen.

Gelegentlich einer Rast im Urwalde konnte ich an einer Tränke Elefantenkühe mit ihren Jungen beobachten. Das mit einer grünen Schleimschicht überzogene Wasser schien für die Elefantenbabys nicht bekömmlich zu sein, denn die Muttertiere hielten ihre, anscheinend sehr durstigen Jungen mit aller Gewalt zurück, obwohl sie selbst davon tranken. Bei anderer Gelegenheit sah ich, wie die Elefantenkuh, in der Nähe einer Wasserstelle, mit den Zähnen und Beinen ein Loch bohrte, und dann geduldig wartete, bis sich die Vertiefung mit Wasser gefüllt hatte, um schließlich ihr noch ganz kleines Junges zu tränken.



VIII. Kapitel

Über den Mückenfluß zurück nach Engaruka

Meiner Frau, welche die ersten Tage allein im Lager zurückgeblieben, war Bergmanns Rückkehr sehr angenehm, denn unter den Trägern, die verschiedenen Stämmen angehörten, herrschte beständiger Streit. In der Nacht vor Bergmanns Ankunft in dem Lager war der Streit in Tätlichkeiten ausgeartet und eine blutige Rauferei entstanden, wobei sich die Kerle mit Stöcken und spitzen Pfählen bearbeitet hatten, so daß es mehrere Schwerverletzte gab und meine Frau mit dem Gewehr dazwischen springen mußte. Ihrer für eine Frau gewiß außerordentlichen Energie war es gelungen, die Neger zu beschwichtigen. Mit weiblicher Schlauheit nahm sie die Rädelsführer einzeln beiseite und versprach jedem, bei der Rückkehr der Herren die Gegenpartei gründlich durchprügeln zu lassen. Das wirkte einstweilen, aber immerhin blieb die Lage für eine Frau unangenehm. Sie war herzensfroh, als der Operateur am folgenden Tage ankam.

Der Tierverlust, von dem ich bereits erzählte, war für uns ein harter Schlag, aber mit solchen Ereignissen muß man in der Wildnis rechnen und darf den Mut nicht sinken lassen. Auch sorgten manche heiteren Szenen dafür, unseren Ernst zu mildern. So hatte z. B. Freund Bergmann während meiner Abwesenheit ein Stück Wild schießen wollen. Dazu entlieh er sich mein schweres Jagdgewehr. Er hatte auf ein Kongoni angelegt und gut gezielt, aber doch nicht mit der Wirkung des 4½ Gramm Blättchenpulvers gerechnet. Als der Schuß donnerte, schlug sowohl das Kongoni, als auch er selbst einen Purzelbaum. Meine Frau konnte sich des Lachens nicht enthalten und bedauerte nur, daß man diese Szene nicht auch hatte kinematographieren können. Während einer zweiten heiteren Szene fehlte wieder der Apparat. Einer der Neger hatte fürchterliches Zahnweh bekommen und der

Anführer erbot sich, ihn von Zahn und Schmerz zu befreien. Flugs erbat er sich unsere große Kneifzange, setzte sich zu Boden, nahm den Kopf des vor ihm auf dem Rücken liegenden Patienten zwischen die Knie und zog in aller Gemütsruhe den wehen Zahn nebst einem gesunden mit der fürchterlichen Zange heraus. Wenn auch die Art und Weise des Zahnziehens etwas brutal war, so wurde doch der arme Teufel von seinem Zahnweh recht schnell befreit.

Bevor wir das Lager hier abbrachen, wollten wir nochmal eine Treibjagd in der Schlucht veranstalten, um dabei noch eine Kinoaufnahme zu machen. Ich befahl daher dem Aufseher der Wambulu, seinen Leuten Bescheid zu geben. Da erklärten sie einstimmig, der Monat, für den sie mir verpflichtet seien, sei zu Ende, sie wollten nach Hause. Die Wambulu rechnen nämlich nach Mondmonaten (28 Tage), während ich nach Kalendermonaten gerechnet hatte und somit noch zwei Tage ihre Dienste beanspruchte. In Güte versuchte ich, den Negern begreiflich zu machen, daß es nicht recht sei, uns hier mitten in der Wildnis im Stiche zu lassen, wo doch keine anderen Träger zu finden seien und wir noch dazu unsere Lasttiere verloren hatten, und gerade ihre Hilfe bis zur nächsten Station brauchten. Auch versprach ich ihnen für die weiteren sechs Tage, die ich sie noch nötig hatte, doppelten Lohn. Aber mit der Dummheit der Neger kämpfen Götter selbst vergebens! Sie blieben hartnäckig bei ihrer Weigerung. Es war inzwischen Abend geworden, und ich wußte, daß die Kerle am nächsten Morgen wahrscheinlich in aller Frühe, selbst ohne ihren Lohn erhalten zu haben, ausrücken würden. Heimlich hatte ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Wir Europäer blieben angekleidet und sprungbereit im Zelte. Die Wambulus hatten sich mit ihren langen Wanderdecken anscheinend schlafend niedergekauert. Kaum jedoch graute der Morgen, als sie auf ein leise gegebenes Zeichen lautlos nach allen Seiten davonhuschten. Ich sprang aus dem Zelt und gab einen Alarmschuß ab, damit meine anderen Neger, die ich ringsum etwas entfernt als Wachen postiert hatte, Bescheid wußten. Nur fünf Wambulus gelang die Flucht. Die übrigen fünfunddreißig wurden prompt abgefaßt und im Triumphe ins Lager gebracht, ohne daß sie sich zur Wehr setzten. Am komischsten war der

Anblick, wie ein kleiner Djagganeger einen baumlangen Wambulu unter fortwährendem Ohrfeigen herbeischleppte. Ich ließ die Kerle vor mich bringen und erklärte ihnen, daß jeder, der nochmals fortzulaufen versuche, seine gesetzlichen fünfzehn bekäme und ins Gefängnis gesperrt würde. Da sie die handgreifliche Vorrede schon weghatten, half dieses merkwürdigerweise sofort, und sie willigten in meine Forderungen ein.

Nun konnte die Treibjagd beginnen. Je ein Apparat wurde an den beiden, auf einer Lichtung in der Schlucht ausmündenden Nashornwechseln aufgestellt. Den einen bediente Bergmann, durch Schumann mit schußbereitem Gewehre gedeckt, den anderen übernahmen meine Frau und ich. Eine halbe Stunde lang herrschte um uns lautloses Schweigen und größte Spannung, während die Schwarzen von weither in langer Treiberkette langsam und ruhig das Wild gegen uns zutrieben. Aber zu unserer größten Enttäuschung kamen nur einige Buschböcke aus dem Dickicht heraus und verschwanden blitzschnell. Es waren keine Nashörner mehr da, sie hatten sich durch unsere Anwesenheit und mehrmalige Störung aus der Schlucht verzogen.

Die Heimkehr wurde angetreten. Infolge des erwähnten Verlustes der Packesel mußten die übriggebliebenen Tiere und alle Schwarzen tüchtig belastet werden. So wunderschön auch der Aufenthalt in diesem Feigenhain gewesen war, konnten wir doch immer nur in schmerzlicher Erinnerung des großen Tierverlustes an ihn zurückdenken.

Zuerst traten wir den Rückweg nach unserem Hauptlager bei Engaruka an, und zwar in der Richtung nach dem Manyarasee, einem Elefantenwechsel folgend. Stellenweise war dieser Wechsel so von alter Elefantenlosung belegt, daß wir wie auf einem Kokosmattenteppich einhermarschierten. Dies war ein Zeichen, daß die Elefanten bei der jetzt herannahenden Regenzeit bereits den Urwald verließen und trockenere Gebiete aufsuchten. Der diesmal gewählte Abstieg über die große Bruchstufe war angenehmer und bot wunderbare Landschaftsbilder. Oben vom Rande aus sahen wir unter uns den tiefblauen Manyarasee, dahinter welliges Hügelland, das man bei der herrlich klaren Luft über 100 Kilometer weit mit allen Einzelheiten überblicken konnte. Den Hintergrund bildeten die beiden Bergriesen, der schwarze Meru und daneben der schnee-

weiße Kilimandjaro. Unvergeßlich stehen mir diese prächtigen Landschaften Ostafrikas im Gedächtnis, und immer und immer wieder zieht es mich nach ihren wunderbaren Reizen zurück.

Vom Fuße der Bruchstufe hatten wir noch wenige Kilometer durch einen Galeriewald zu marschieren. Er war von vielen Hundsaffen belebt, die friedlich ihr Spiel trieben, uns nicht belästigten und nur neugierig anstarrten. Wir standen am Ufer des Manyarasees. Worte vermögen nicht zu schildern, welches Vogelmeer sich vor uns ausbreitete; Tausend und Abertausende von Vögeln aller Art bedeckten das Ufer. Im seichten Wasser wateten Unmengen von rosafarbigen Flamingos auf ihren hohen Stelzen herum. Scharen von Pelikanen schwammen umher und fischten. Fischreiher, Löffelreiher, Nimmersatte, Kronenkraniche, Strandläufer und andere mehr liefen am Ufer hin und her. Besonders scharte sich das schwimmende, buntgefiederte Volk um die Mündungsstellen der aus den nahen Bergen kommenden Gebirgsbäche. Sporengänse sowie unzählige Entenarten waren sehr eifrig mit Nahrungssuche dort beschäftigt. Gelegenheit zu hundertfältigen Beobachtungen waren dem Tierfreund hier gegeben. Deshalb lagerten wir, um das sehenswerte Bild aus dem Vogelleben auf den Film zu bringen. Die Vögel nahmen keine Notiz von uns, bis Schumann einige Schüsse abgab und sich das ganze Federvolk in einer dichten Wolke in die Lüfte erhob, und durch den Flügelschlag die Luft mit gewaltigem Rauschen erfüllte. Auch in der Nacht erhob sich des öfteren, wenn die großen Züge der Vögel über unseren Zelten dahinstrichen, ein Geräusch, als ob ein Eisenbahnzug herangebraust käme.

Bis Engaruka waren noch 50 Kilometer zurückzulegen. Mehrere kleine Bäche und der tiefe reißende Mückenfluß (Mto ya umbu) waren noch zu überschreiten. Wir beseitigten dieses Hindernis dadurch, daß wir zwei am Uferrand stehende hohe Akazien umhieben und quer über den Fluß fallen ließen. Auf ihren Stämmen konnten unsere Träger die Lasten ans andere Ufer bringen und auch wir Europäer hinüberbalancieren. Anders aber war es mit unseren Eseln und mit Liesel. Sie mußten durchs Wasser. Einige Stricke wurden aneinander gebunden, am Ende eine Schlinge für den Hals der Esel gemacht, das andere Ende hielten

die Leute am jenseitigen Ufer fest. Dann wurde ein Tier nach dem anderen, nachdem ihm die Schlinge angelegt war, ins Wasser gestoßen und schnell an das jenseitige Ufer gezogen. Auch Liesel mußte sich dieses summarische Verfahren gefallen lassen. Es war spät abends geworden, als die Karawane bei herrlichem Mondschein mit allem Gepäck das andere Ufer erreicht hatte und die Zelte aufgeschlagen waren. Die wohlverdiente Ruhe fanden wir aber nicht, denn wir lagerten am „Mückenfluß". Wohl wenige Namen sind so treffend gewählt wie dieser. Nicht eine Stunde in der Nacht konnten wir schlafen, denn Tausende von blutgierigen Moskitos hielten uns wach. Der Morgen aber entschädigte uns für die schlechte Nacht durch ein prächtiges neues Bild. Herden von Zebras, Gnus, Grant- und Thomsongazellen, gerade wie im Ngoro-Ngoro-Krater, ästen in unübersehbarer Menge friedlich in unserer nächsten Nähe auf der mit kurzem Gras bewachsenen Steppe. Gegen elf Uhr zogen sie in Herden von mehreren Hunderten zur Tränke an den Mückenfluß, wobei sie sich durch unser Lager nicht stören ließen, sondern dicht an uns vorbeizogen. Bei dem Aufbruch am Nachmittage konnten wir ein schönes Bild dieser Herden, mit unserer abziehenden Karawane im Vordergrund, aufnehmen.

Im Hauptlager Engaruka angelangt, fanden wir natürlich große Unordnung vor. Die zurückgelassenen Schwarzen hatten sich um die Überwachung der ihnen anvertrauten Vorräte wenig gekümmert, und vieles war verschwunden. Die Wambuluträger wurden hier entlassen und in ihre Heimat geschickt. Während Schumann und Bergmann nun mit dem Entwickeln der Films begannen, begaben meine Frau und ich uns mit dem Nashorn Liesel und den nötigen Trägern zu Fuß nach unserer Farm, wo wir am vierten Tage eintrafen. Es war ein fröhlicher, anheimelnder Anblick für uns, nach den vielen andersartigen Bildern der Wildnis unser Unternehmen im Aufblühen zu sehen. Die ganze Bedeutung des schönen deutschen Wortes „Unser Heim" kam uns hierbei so recht zu Bewußtsein. Welche Wohltat nach den anstrengenden Märschen, wo die körperliche Leistungsfähigkeit oft bis zum Äußersten hatte herhalten müssen, wo wir Hunderte von Kilometern zurückgelegt hatten und uns gar oft in Lebensgefahr befanden, und wo Tausende von Bildern

und Eindrücken unserem Gehirn eingeprägt worden waren, endlich aller Sorgen ledig, Körper und Nerven in voller Ruhe entspannen zu können.

Neu ausgerüstet und mit anderen Leuten zog ich mit meiner Frau, nach achttägigem Aufenthalt auf meiner Farm, nach dem Standlager Engaruka zurück. Es galt unseren Jagd- und Fangzug in die Höhenzüge des Mutjeks und der Kiteteberge fortzusetzen und bis zum Eintreten der kleinen Regenzeit auszudehnen. Meine beiden Gefährten waren bei meinem Eintreffen noch mit dem Entwickeln der Films beschäftigt. Vereinbarungsgemäß marschierte ich darum bis zum Manyarasee voraus und wollte hier Schumann erwarten, während Bergmann diesmal die Aufsicht im Standlager hatte.

Wie schon früher geschildert, trafen wir auch diesmal hier bei unserem Durchzug die verschiedenartigsten Wildarten. Besonders am Rande des Sees und in der Nähe des Mückenflusses sahen wir viele Tausende von Gnus, Zebras, Kongonis, Thomson- und Grantgazellen friedlich äsen. Wo derartige Mengen von Wild auftreten, ist auch für die Löwen der Tisch reichlich gedeckt, und so hörten wir ihr Brüllen die ganze Nacht hindurch aus verschiedenen Richtungen, mitunter sogar schon bei Sonnenuntergang. Ferner konnten wir deutlich wahrnehmen, wie sie sich nachts die Beute einander zutrieben, und die gehetzten und geängstigten Zebras mitunter dicht an unserem Zelt in donnerndem Galopp vorbeirasten. Bei Tage brauchte man nur mit dem Glase über die flache Ebene zu sehen, um den Platz sofort feststellen zu können, wo der Löwe seine Mahlzeit gehalten hatte; denn dort sammeln sich immer zahlreiche Geier verschiedenster Art, sowie Marabus, die sich um die Reste der Löwenmahlzeit balgen. Das Löwengebrüll und Hyänengeheul beunruhigte uns mit der Zeit gar nicht mehr. Nur an einem Lagerplatz diesseits des Mückenflusses störten uns eine Menge Paviane in der Nachtruhe. Auf der gegenüberliegenden Seite dehnte sich nämlich ein ziemlich großer, von Büffeln belebter Urwald aus. Hier hausten die Hundsaffen. Sobald abends unsere Lagerfeuer angezündet waren und wir uns zur Ruhe begeben hatten, stellte sich die Gesellschaft ein, bellte, schrie und lärmte die ganze Nacht derart von den in der Nähe stehenden Bäumen herab, daß überhaupt nicht an Schlaf zu denken war. Um uns von den Quälgeistern zu befreien, machte ich eines

Morgens Jagd auf sie. Ich traf die ganze Herde gerade in einem flachen Grasgelände zwischen See und Wald. In tollen Sätzen flüchteten die Affen dem Walde zu und bäumten auf, um in den Baumkronen Deckung zu suchen. Hier fingen sie von neuem an einen furchtbaren Skandal zu machen, da sie sich vor unseren Hunden in Sicherheit wußten. In dem prächtigen Walde stank es ganz wie in einem Affenkasten. Die Affen liefen von Krone zu Krone, und nicht allein, daß sie uns anscheinend in ihrer Affensprache beschimpften, ließen sie auch noch ihre Losung auf uns herabfallen, und wir mußten uns sehr in acht nehmen, daß wir nicht getroffen wurden. Ich schoß mehrere große Tiere ab, und in der nächsten Nacht hatten wir Ruhe vor den unangenehmen Gesellen.

Interessant ist es zu beobachten, wie eine Pavianherde sich gegen nachfolgende Feinde sichert. Es bleiben immer einige Tiere als Nachhut hinter der Herde zurück und behalten stets den folgenden Jäger oder sonstigen Feind im Auge. Verfolgt man sie, so taucht bald rechts, bald links, auf einem Hügel oder oben auf einem Busch eine spähende Paviangestalt auf, und es ist zu drollig, die aufrecht auf den Hinterbeinen stehenden Kerle, mit den herabhängenden langen Armen und dem gespannten Gesichtsausdruck, lauern zu sehen. So oft ich auf einen anlegte, duckte er sich blitzschnell nieder, machte einige weite Sätze der Herde nach, um dann an einer anderen Stelle wieder aufzutauchen. Die ganz jungen Tiere klammern sich während der Flucht unten am Bauche der Mütter an und halten sich am Fell fest. Wie ich aus persönlicher Erfahrung und Beobachtung weiß, sind die Mütter nur in der ersten Zeit gegen ihre Jungen zärtlich. Nach einigen Wochen, wenn das Affenbaby der Mutter gegenüber ungezogen wird, regnet es häufig Püffe und Ohrfeigen, und das Junge wird mitunter sogar gebissen. Dies geschieht hauptsächlich, wenn die Mutter das Junge vom Ungeziefer reinigt. Allem Anschein nach scheint die Reinigung wohl eine Lieblingsbeschäftigung der Affenmutter zu sein, denn sie betreibt es oft ununterbrochen stundenlang, und das Junge muß dabei ruhig liegen bleiben und die Qual erdulden, wenn es nicht gestraft werden will.

Eine irrtümliche Ansicht ist hauptsächlich unter den Seeleuten verbreitet, daß, wenn sich ein Affe den Schwanz anfresse, er früher einmal Fleisch

genossen habe. Der Affe benagt das Schwanzende nur dann, wenn ihn ein unwiderstehlicher Reiz, sei es eine Verwundung, sei es eine Vernarbung, dazu treibt. Alle afrikanischen Affen leben in der Wildnis nicht nur von vegetarischer Kost, sondern sind auch Fleischfresser, da sie zum Beispiel Insekten, Vögel und Eier mit großer Vorliebe verzehren. Dies konnte ich auch an den gefangenen Affen beobachten. Bei meinen Tiertransporten bin ich des öfteren mit Deckpassagieren, die sich lebende Hühner mitgebracht hatten, in Unannehmlichkeiten geraten. Die Hühner entwischten häufig aus ihren Körben, um bei den Affenkäfigen verstreutes Futter aufzupicken. Die großen Hundsaffen warteten ruhig ab, bis ein Huhn in reichbarer Nähe war, um blitzschnell mit der Hand durch das Gitter zu fahren und das Opfer mit voller Wucht durch die Sprossen hindurchzuziehen. Mit einer unbeschreiblichen Begierde wurde dem Tiere der Kopf abgebissen, der Körper verzehrt, und in wenigen Minuten waren nur noch einige Federn übrig. Sogar die Menschenaffen, wie Schimpansen, sind Liebhaber von Fleischnahrung. Meinem Schimpansen gab ich außer Pflanzenkost auch immer Fleisch zu fressen. So verzehrte der Schimpanse „Moritz" täglich sein gebratenes Beefsteak, eine Schweins- oder mehrere Hammelkoteletten, sowie Fleischsuppe. In den Jagdbüchern liest man häufig, daß die großen und starken Affen den Menschen angreifen. Das kann ich von unseren großen ostafrikanischen Pavianen nicht behaupten. Niemals kam mir bei meinem häufigen Zusammentreffen mit dieser Affenart ein solcher Fall vor.

* * *

Jeder Angestellte eines Tiergartens weiß, daß zwei Tierarten von den Besuchern das meiste Interesse entgegengebracht wird: Affen und Elefanten! Bei den Affen dürfte der Grund in erster Linie die große Menschenähnlichkeit und das menschenartige Gebahren sein, während es bei dem Elefanten die ungeheure Größe und Stärke im Verein mit seiner außerordentlichen Klugheit ist, die den größten Rüsselträger schlechthin zu dem klügsten Tier überhaupt macht. Gewiß sind die Episoden und Zwischenfälle, die sich in einem Zoologischen Garten vor einem Affenkäfig abspielen, von bezwingender Komik, aber ganz anders noch wirken die

Erlebnisse mit den Vierhändern in der Freiheit oder mit neu gefangenen Tieren. Von meinen westafrikanischen Reisen möchte ich einige Erlebnisse mit Affen wiedergeben.

Ich befand mich im Hinterlande von Französisch-Guinea in der Nähe der Bahnstation Mammuth, von wo ich einen größeren Tiertransport, unter dem sich Strauße, Schirrantilopen, Paviane, Meerkatzen, Schimpansen und andere Tiere befanden, zu verschicken hatte. Alles war bereits in den dazu angefertigten Transportkästen untergebracht, und ich wartete auf den Zug, der hier wöchentlich zweimal verkehrt. Im Stillen freute ich mich, daß ich meine Leute und Tiere so schön zusammen hatte, war es mir doch durch wochenlanges Bemühen gelungen, ein befriedigendes Resultat erzielt zu haben.

Der Zug wurde vormittags erwartet, und alles war in bester Ordnung, indes sollte der Versand noch nicht so glatt vonstatten gehen, denn am Morgen stellte sich beim Nachsehen und Füttern zu meinem Entsetzen heraus, daß sich ein Käfig, in dem sich Sphinxpaviane befanden, leer war. Ich besann mich nicht lange, sondern forschte nach dem Verbleib der Tiere, worüber ich bald Aufklärung haben sollte, denn in der Krone eines der ganz nahe der Station stehenden Urwaldriesen saßen lautlos meine Ausreißer. Glücklicherweise hatte der Baum keine Früchte, und so tauchte in mir die Hoffnung auf, die ungetreuen Pfleglinge bald wieder hinter Schloß und Riegel zu haben. Wenn ich auch mit einem Verlust rechnen mußte, so wollte ich doch ohne diese interessanten Vierhänder nicht abreisen.

Nach drei Tagen fuhr der nächste Zug, und ich beschloß in der Zwischenzeit mit Geduld und Witz die Affen zu überlisten. Es gab in dieser Gegend sehr viele Ratten, was mir recht gelegen kam, denn gerade die Fangeisen, welche die Einheimischen dort zum Ausrotten dieses Ungeziefers verwendeten, eignen sich gut für den Kleinaffenfang. Ich besorgte mir eine Anzahl Fallen und ließ die eisernen Bügel, wie auch andere auffallende Teile, sorgfältig mit Zeug umwickeln, einmal, um den Tieren keine zu großen Verletzungen beim Zuschlagen der Fallen beizubringen, und zweitens, um dem Argwohn und der Vorsicht der Affen zu steuern. Dann wurden die Fallen rings um den Baum so aufgestellt,

daß sie beim Zusammenschlagen keine Verletzungen anrichten konnten, und gut verankert. Eine Banane in jeder Falle diente als Lockspeise.

Das Festbinden der Fallen mittels Kette oder Draht ist notwendig, da sonst die Tiere samt Fangapparat und Köder verschwinden. Der ganze Vorgang wurde von den schlauen Affen mit größter Ruhe beobachtet. Jetzt fing es an interessant zu werden. Ich belauschte aus meinem Zelte, das in der Nähe des neuen Affenstaates aufgeschlagen war, den weiteren Vorgang. Stundenlang dauerte es, bis ein Abgeordneter der Herde es unternahm, sich nach unten zu bemühen; es machte tatsächlich den Eindruck, als hätten die Tiere untereinander beratschlagt, um einen Kundschafter zu entsenden. Jedenfalls konnten sie der Versuchung, ihrer Lieblingsspeise, den schönen gelben Bananen, nicht widerstehen. Als wichtiger Faktor kam hinzu, daß die Tiere vor der regelmäßigen Fütterung am Morgen nichts mehr bekommen, da sie sich schon zeitig geflüchtet hatten.

Plötzlich ein großes Geschrei und große Bewegung, sowohl unten zwischen den Bananen, als auch oben in der Baumkrone. Der erste ganz vorsichtig vom Baume heruntergeschlichene Affe hatte den kühnen Requirierungssprung gewagt und konnte, dank der guten Befestigung des Schlageisens, nicht wieder los. Er wanderte in die Gefangenschaft, nachdem ich ihm das Schwergewicht des Greifzu-Arms entfernt hatte. Jetzt war die Parole „Acht geben!", daß die schnellen Tiere nicht den Baum verließen, um abzuziehen. Wir umstellten ihn daher unauffällig und scheuchten die Affen durch Händeklatschen zurück, sobald sie das Köderfeld passiert hatten, ohne festgehalten zu werden.

Nach und nach hatte ich die Gesellschaft wieder zusammen eingesperrt, bis auf ein Mitglied. Es war bereits am folgenden Nachmittag und die Lockspeise machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck. Es mag sein, daß der Einfang der vielen Genossen ihn vorsichtig gemacht hatte. Endlich kam er herunter; ich habe selten ein Tier so vorsichtig zu Werke gehen sehen, wie diesen Affen. Als er unten an der Baumwurzel angekommen war, spähte er nach der zunächst liegenden Banane. Er wußte wohl, daß seine Kameraden mit der Hand zugefaßt hatten und so kleben geblieben waren. So versuchte er es daher auf eine ganz praktische Weise, indem er den Baumstamm emporschaute, den er heruntergeklettert war und wieder

nach oben benutzen wollte. Vorsichtig, ganz vorsichtig bewegte er sich rückwärts dem Leckerbissen zu, sicherte nochmal, faßte mit der Hinterhand die Banane und sprang gleichzeitig wieder an den Baumstamm, jedoch ohne ihn zu erreichen: Die Falle bewährte sich und hielt ihn am Schenkel fest. Das alles geschah in Blitzesschnelle und rief große Heiterkeit unter uns hervor. Allein schon das schreckliche Geschrei und das unsinnige Springen und die ulkigen Gebärden des Affen reizten die Lachmuskeln. Mir fehlte nur mein photographischer Apparat, denn ich hätte das Bild gar zu gern festgehalten.

Diese Sphinx-Paviane tragen besonders ulkiges Benehmen zur Schau. Die Jungen, mit der auffallend dicken Schnauze, erfreuen durch ihre Possierlichkeit den Beobachter. Sie haben prachtvoll weiße Zähne und ihr kurzhaariges Fell trägt eine schön rotgelbe Farbe. Da sie schnell zahm werden und sehr gelehrig sind, erwerben sich die Tiere schnell ihre Freunde.

Einen Affen dieser Art habe ich des öfteren beobachtet; der putzige Kerl war auf der Farm und lag an einer langen Kette; wenn ihm nun seine Ration Mais hingeworfen wurde, legte er sich in der Entfernung eines Sprunges von dem Futter nieder und tat, als ob er schliefe. Näherten sich dann die Hühner, um von dem Mais zu picken, so sprang er mit furchtbarem Satz auf sein Opfer, und das Federpflücken begann am lebendigen Leibe. Das machte ihm anscheinend großen Spaß, denn er ergötzte sich förmlich, wenn der Wind die Federn forttrug. Bei dieser Unart hatte der Affe aber doch so viel Tugend, die Tiere nicht zu töten. Bringt man einen Teil dieser Affen fremd zusammen, so währt es nicht lange bis unter ihnen ein Oberhaupt besteht. Der größte und stärkste unter ihnen ist es nicht immer, aber der frechste. Dieser Prinzeps ist beim Fressen der erste, und bevor er nicht gesättigt ist, darf sich kein anderer am Mahle beteiligen. Wagt es jedoch der eine oder andere, dann ist die Schlägerei und Beißerei im vollen Gange. Oft genug habe ich beobachtet, daß der unerlaubt genommene Bissen dem Räuber wieder aus den Backentaschen herausgeholt wurde.

Der Affenstaat ist eine Despotie; treibt es aber ein solcher Kommandant zu bunt mit Tyrannisieren, dann wird er nicht lange auf seinem Posten bleiben; er muß in einen anderen Käfig, wo sich größere Exemplare seiner

Stammesgenossen befinden und er sich zumeist sehr bescheiden bewegt. Erwähnen möchte ich noch, daß sein Nachfolger oft genug gerade der von ihm am meisten gepeinigte Genosse wird. Es ist passiert, daß ein Wüterich die sämtlichen Mitinsassen seines Käfigs so zugerichtet hat, daß sie verstümmelt wurden und schließlich verendeten.

Wenn nun der Affenfang in der eben geschilderten Weise, gewissermaßen ohne große Anstrengungen, gelungen war, so erfordert er mehr Witz und Überlegung in der Wildnis. Nach der Art der Tiere muß man seine Vorbereitungen treffen; handelt es sich um Paviane, die sich meistens tagsüber in der freien Steppe bewegen, in großen Rudeln leben und ihre, der Hauptsache nach aus Gräsern, Körnern, Schnecken, Vögeln, Eiern bestehende Nahrung auf der Ebene finden, so ist es unbedingt erforderlich, die scheuen Tiere in der Steppe zu überlisten. Nur im Falle der Gefahr und des Nachts bäumen sie auf.

Durch die verschiedenartige Nahrungsweise der Affen stellt sich gewöhnlich schnell Durst ein. Sie trinken überhaupt gern und viel, und so sucht sich der Jäger oder Fänger die Wasserstellen für seine Unternehmungen aus, wo er eine Anzahl Futterstellen errichtet. Ist ein solcher Ort ausgekundschaftet, so beginnt zunächst der Bau einer Hütte. Sie wird aus Ästen und Zweigen hergestellt und mit Maschendraht überzogen, damit ein etwaiges Ausbrechen der Gefangenen verhindert wird. Ein geschlossenes Dach kommt nicht auf das Gebäude, da das Innere hell bleiben muß, sondern nur Knüppeldraht. Der Hütteneingang besteht aus einer Fall- oder Schiebtür und muß zum schnellen Schließen eingerichtet sein.

Ist der Bau fertig gestellt, so beginnt man mit dem Ausstreuen von Mais und Hirse, die vorher schon als Lockspeise in kurzer Entfernung benutzt wurden, und nähert sich allmählich dem Hütteneingang, bis nach wochenlanger Ausdauer das Getreide nur noch in die Hütte geworfen wird. Die Affen sind außerordentlich vorsichtig, und man muß große Geduld besitzen, wenn die Arbeit von Erfolg gekrönt sein soll. Bei einem Affentrupp befindet sich immer ein Oberhaupt, gewöhnlich ein alter Herr, der die ganze Gesellschaft, deren Erzieher und Verteidiger er ist, unter seiner Obhut hat und auf das Wohl seiner Herde sehr bedacht ist.

Hochinteressant ist es jetzt, aus sicherem Versteck zu beobachten. Kommt das Rudel heran, so schickt das Oberhaupt zunächst einige Weibchen nach der Stelle, an welcher das Futter liegt, und läßt dann nach geraumer Zeit weitere Gruppen folgen, bis er schließlich, als letzter, den Gang wagt. Selbstverständlich ist für den Fänger, um das Gelingen zu sichern, die größte Vorsicht geboten. Die Schiebe- oder Falltür ist durch eine lange am Boden liegende Leine oder einen Bindfaden, welcher geschickt mit Sand oder Gras bedeckt sein muß, damit die argwöhnischen Tiere ihn nicht wahrnehmen, verbunden. Ein Neger, der als Beobachter der Fanghütte nur den Eingang zu überblicken und im günstigen Augenblicke, aus weiter Entfernung, den Bindfaden durch kräftigen Ruck zu ziehen hat, eignet sich für den Posten gut, denn er hat beim Nichtstun eine außergewöhnlich große Ausdauer und kennt das Wort „Zeit ist Geld" nicht. Nachdem die Affen sämtlich in der Hütte angelangt sind, wird die Klappe geschlossen. Nun beginnt in der Hütte ein furchtbarer Skandal, denn die Vierhänder sind sich darüber klar geworden, daß sie gefangen sind, und die Ausbruchversuche beginnen. Mit größter Gewalt wird das Innere der Hütte zum Biegen oder Brechen gerüttelt; sie versuchen auch die starken Knüppel zu durchbeißen, jedoch gibt das Drahtgeflecht nicht nach und die Hütte hält fest zusammen. Inzwischen sind auch die Transportkästen zur Stelle gebracht, welche eigens zu diesem Zwecke gebaut sind. An dem Ende befindet sich eine Öffnung mit Schiebetür und gegenüber ein Eisengitter, um dem Kasten das für die Tiere notwendige Licht zu geben. Nunmehr wird er vor das, sich hinter der Hütte befindliche Auslaufloch gestellt und befestigt; das Auslaufloch des Kastens muß mit dem der Hütte genau anpassend gearbeitet sein. Zunächst wird der Holzschieber der Transportkisten geöffnet und dann die Tür des Auslaufs. Im Augenblick ist der Kasten voll, ja meistens überfüllt und oft kann die Klappe nicht so schnell geschlossen werden, um die wilde Herde zurückzuhalten, denn ein jedes Tier glaubt, die Freiheit wieder erhalten zu können, bis es das Gitter des Kastens eines anderen belehrt. Nachdem die Affen sich in den Transportkästen einigermaßen beruhigt haben, werden sie der Größe nach sortiert. Zum mindesten muß aber der Häuptling von der Herde gesondert werden, denn er besitzt eine zu große Wut und läßt sie an seinen Untergebenen durch

Beißen, Kneifen und Kratzen aus. Er ist imstande, viele seiner Mitgefangenen so zuzurichten, daß sie wertlos werden.

Die geschilderte Fangart läßt sich nur zeitweise in besonderen Gegenden ausführen. Haben die Vierhänder an ihrem Aufenthaltsgebiet Futter und Wasser genügend, dann erübrigt sich ein Fangversuch.

Sehr viel Mühe bereitete mir einmal im Hinterlande von Sierra Leone das Einfangen eines starken Schimpansen. Ein Schwarzer kam zu mir und meldete, daß sich der Affe in einer Negerhütte gefangen hätte. Durch Schließen der Türen war dem Eindringling ein Entkommen unmöglich gemacht, und Fenster waren in der Hütte nicht vorhanden.

Das Innere war nur mit wenigen Hausbedarfsgegenständen versehen. In einer Höhe von zirka zwei Metern befand sich die primitive Halbdecke; sie bestand aus Palmrippen, welche nebeneinander gelegt und mit Matten bedeckt waren und so der oberen Hälfte der Hütte als Boden dienten.

Schnell ließ ich eine von meinen Transportkisten herbeischaffen, aber o weh, der Kasten war für die Türöffnung zu groß. Es war nun kein anderer Ausweg möglich, als den Affen zu greifen. Einige Leute erklärten sich gegen einen Dash (Trinkgeld) bereit, Hilfsdienste zu leisten. Es kostete aber vorher eine Flasche Gin (Genever), um den nötigen Mut zu fördern. Inzwischen war ein größerer Korb herbeigeschafft worden, den ich als Kätscher verwenden wollte. Die Tür wurde geöffnet und ich ging in die Hütte, gefolgt von zwei Negern mit dem Korbe. Blitzschnell wurde die Türe geschlossen. Bei der schlechten Belichtung des Hütteninnern konnten wir zunächst nichts sehen, da wir, durch den grellen Sonnenschein im Freien, stark geblendet waren; so standen wir spähend nach dem unheimlichen Kobold in der Hütte, ohne irgend etwas unternehmen zu können.

Ich bewaffnete mich mit dem Korbe und konnte endlich zu meinem freudigen Erstaunen sehen, daß ich einen gewaltigen Schimpansen vor mir hatte. Meinen Korb fangrecht haltend, näherte ich mich dem Tiere, als mit einem tüchtigen Satz der Menschenaffe auf- und an mir vorbeisprang. Die beiden Neger hatten keine Zeit mehr, sondern suchten ihr Heil in schnellster Flucht unter dem Rufe: Massah, this Baboon is much to big (Herr, dieser Affe ist viel zu groß!). Ich sprang zurück und schloß die

Tür wieder, um ein Entweichen des Verfolgten zu verhindern, befand mich somit allein mit ihm in der Hütte. Der Affe war inzwischen auf den Halbboden gesprungen. Bald mußte ich einsehen, daß ich ihn allein nicht einfangen könne und trat deshalb zur Hütte hinaus, um mit meinen gedungenen Gehilfen zu verhandeln. Es war inzwischen allerlei Volks vor der Hütte zusammengelaufen, gewiß einige Hundert Neugierige, die ihre Glossen über mein Unternehmen machten. Die Unterhaltung, welche diese Leute pflegten, war sehr interessant. Meine beiden Helfer hatten den Affen als mannsgroß hingestellt; andere Leute erzählten, daß er sich vor 5 Männern nicht fürchte, sondern sie in die Flucht treibe, auch daß ein kleiner Biß höchst gefährlich, wenn nicht gar tödlich wirke. Durch alle diese Erzählungen waren meine beiden Getreuen erst recht ängstlich geworden und kamen mit einer neuen Forderung von zwei Flaschen Gin extra. Ich willigte ein und hinein ging's in die Hütte, von dem Johlen der im Kreise stehenden Leute begleitet, welche auf die Dinge, die da kommen sollten, harrten. Meine Innenarbeit begann, indem ich mittels primitiver Leiter den Halbboden erstieg. Hier regnete mir zunächst ein großer Posten Staub, Spinngewebe und Ruß über den ganzen Körper, so daß ich den Negern im Aussehen sehr ähnelte. Endlich sah ich den Gesuchten; beim Nähern war er aber auch schon an mir vorbei und im Erdgeschoß; ich folgte ihm, aber gleich saß er wieder im ersten Stock. Meine Verfolgung blieb nicht aus und so ging es wohl ein Dutzend Mal, bis ich mir den Fang anders überlegte.

Der gefürchtete Bursche war wieder einmal im Oberstübchen, während ich mit dem Korbe gleicher Erde stand. Ich schickte einen Neger nach oben, um den Affen nach unten zu treiben, was ihm gut gelang. Da ich mich an der richtigen Aufpaßstelle befand, drückte ich das Vieh unter meinen Kätscher. Ich hatte alle Kraft zusammenzunehmen, um meinen Gefangenen in der Falle zu halten. Endlich kam mir der unten wartende Neger zu Hilfe und beschwerte auf einfache Weise das Gefangenenhaus, indem er sich bequem auf den Korb setzte. So hatte ich es leichter bekommen und wollte mich eben etwas von der wilden Jagd erholen, als ein markerschütternder Schrei meine Aufmerksamkeit wieder auf den Neger lenkte, welcher das Tier unter dem Korbe in Schach halten sollte. Es hatte ihn in

die Lenden gebissen und zwar dermaßen, daß er hochsprang und der Affe auf diese Weise die Freiheit wieder erlangte. Stark blutend und stöhnend mußte ich ihn wieder aus der Hütte entlassen; er war erledigt. Mein Partner und ich mußten den Wiedereinfang fortsetzen. Der starke Affe hatte seinen Kopf unter dem Korbrand hervorgezwängt und so den Biß ausgeführt. Ich sah ein, daß der Korb zu schwach war und fand glücklicherweise eine leere Eierkiste in der Hütte, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Tisch oder Sitzgelegenheit der Bewohner diente. Hiermit war der Fang auszuführen und so versuchten wir das Manöver von Neuem. Der Affe hatte inzwischen wieder den Hochsitz eingenommen. Ich ging auf ihn zu, die Kiste vor mich haltend, und gewahrte, daß sich das Tier aufgerichtet hatte und mit grimmiger Miene auf mich zukam. Jetzt hieß es keinen Augenblick zögern, da er ganz in meiner Nähe war, schlug ich zu und bekam so den Burschen gut unter die Kiste. Schnell brachte der Neger ein Brett, welches wir vorsichtig unter die Kiste schoben und mit Tauen festbanden. Dann wurden noch einige Nägel der Sicherheit halber eingetrieben und schon waren wir mit dem Gefangenen aus der Hütte. In den Augen der Farbigen hatte ich etwas Außergewöhnliches geleistet, und so wurde ich von allen Seiten beglückwünscht. Mittlerweile hatten wir das Tier in den mitgebrachten Transportkasten gelassen und nun begann die Bewunderung des außergewöhnlich großen Exemplars. Seine Höhe betrug sitzend 84 Zentimeter. Auch der kühne Hüttenbesitzer kam herbei und wünschte eine Entschädigung von mir, da er vermutete, daß seine Behausung vollständig zerstört sei. Der unverschämte Nigger verlangte einen Preis, den die ganze Hütte nicht wert war. Wir haben uns schnell geeinigt; er gab sich mit — 5 Mark zufrieden. Dem verletzten Neger gab ich, außer dem versprochenen Genever, ein anständiges Schmerzensgeld, nachdem ich die Wunde vorher gesehen und mit Genever ausgewaschen hatte. Die Neger sind der Ansicht, daß alle Arzneien für innere Krankheiten auch für äußere Leiden gut seien; er selbst wird nicht an diesem Biß gestorben sein.

Der Affe wurde von mir nach Deutschland geschafft, wo er lange Zeit, als sehr gelehriges Tier, die Aufmerksamkeit der Zirkusbesucher auf sich lenkte.

Äußerst komische Episoden, bei denen wiederum ein Affe die Hauptrolle

spielte, erlebte ich in der Hafenstadt Freetown (Sierra Leone), wo ich einen Tiertransport zu verfrachten, und zu diesem Zwecke in einem dortigen Hotel, welches unmittelbar neben dem Bankhause lag, für die Tage Wohnung genommen hatte. Unter vielen anderen Pfleglingen hatte ich auch einen großen weiblichen Schimpansen, den ich besonders gut leiden konnte. Ich hatte ihn auf dem Hotelhofe unter einem Limonenbaum festgebunden. Eines Tages, als ich vom Markte zurückkehrte, wo ich verschiedene Sachen für meine Gefangenen eingekauft hatte, mußte ich zu meinem großen Erstaunen feststellen, daß der Affe sich nicht mehr unter dem Baume befand; er hatte sich französisch verabschiedet. Schnell entschlossen machte ich mich auf die Suche und schon nach kurzer Zeit gewahrte ich den Ausreißer, der sein Quartier auf dem Dache des Bankhauses aufgeschlagen hatte. Das Bankhaus war ein größeres Gebäude, rings in der Höhe des ersten Stockwerkes umzogen von einer Veranda, auf welcher sich vier farbige Soldaten verteilten, um das Innere des Hauses vor Einbrüchen zu schützen.

Ich erkletterte die eine Seitenwand und sah, wie mein Durchbrenner, der mich sogleich bemerkte, auf der gegenüberliegenden Front sich behutsam hinunterließ und so zunächst auf die Veranda gelangte. Dort marschierte mit gewichtiger Dienstmiene ein Soldat auf Posten. Als er den Schimpansen erblickte, bekam er einen Schreck, der ihm anscheinend in sein Gebein fuhr, und trotz seiner guten Bewaffnung (Gewehr, Munition, Säbel usw.) ergriff er a tempo die Flucht. Er lief zu seinem nächststehenden Kameraden, ein starkes Getöse durch das Aufklappen der schweren Stiefeln mit den dicken Nägeln auf dem hohen Holzbau verursachend. Dieses Rennen schien dem Affen zu gefallen, denn schon setzte er unter lautem Grunzen dem Fliehenden nach, bis der Soldat den zweiten Posten erreicht und dieser ebenfalls bestürzt sein Heil auch in der Flucht suchte. Einen Augenblick später war auch der dritte und vierte Soldat überrumpelt und alle vier Helden in vollem Laufe, ohne daß auch nur einer der Soldaten Miene zur Verteidigung gemacht hätte.

Schon glaubte ich mein wertvolles Tier verloren zu haben, denn wenn ein Schimpanse erst aufgeregt ist und die Freiheit wieder erlangt hat, nützt alles Locken und Liebäugeln nichts; er verschwindet ohne Kündigung. Inzwischen mochte es wohl acht Uhr vormittags geworden sein. Da kam ein

Bankbeamter mit unvorschriftsmäßig hohem Stehkragen, vergnügt mit seinem Spazierstock zwischen den Fingern spielend, in der herrlichen Morgensonne dahergeschritten und nahm seinen Kurs auf den Eingang des Gebäudes, ohne von dem eben Geschehenen eine Ahnung zu haben und etwas Auffälliges zu bemerken. Der bereits genommene Türschlüssel glitt in das Loch und schon war der Kassenraum geöffnet, als auch der Affe im großen Bogen sich hinabschwang und als Zweiter das Lokal betrat. Der Vorgang war von mir beobachtet worden und ich näherte mich vorsichtig der Tür und schlug sie blitzartig hinter mir zu. Das Bild, das sich mir darbot, war von erschütternder Komik: der arme Beamte kreidebleich, starr vor Entsetzen, mit weitgeöffneten Augen und der Affe gemächlich auf einem Schranke sitzend und in Behaglichkeit aus der Vogelschau sich die Umwelt betrachtend. Jetzt mußte ich handeln ohne mich lange zu besinnen; ich sprang, nachdem ich den Ausgang fest verschlossen hatte, auf den Schimpansen zu, und nach einigen Hin- und Hersätzen hatte ich gewonnen. Vorbei war es mit der goldenen Freiheit und von nun an brachte ich den Affen in ein besseres Gewahrsam.

Der Schimpanse ist über ein größeres Urwaldgebiet im Westen Afrikas verbreitet, das im Norden etwa bis zum Gambia, im Süden bis zum Kuanza und im Osten bis an die großen Seen reicht. Viele dieser schwarzbehaarten Menschenaffen habe ich aus diesem Gebiete nach Europa geschafft. Ein solcher Transport ist keineswegs einfach, zumal die Herstellung der komplizierten Transportkästen die peinlichste Sorgfalt erfordert, denn die großen und schlauen Tiere würden bei einer mangelhaften Unterbringung sich bald befreien, indem sie die Schrauben und die durch vieles Schlagen und Drängen sich lockernden Bretter leicht entfernen. Die Charaktere der großen Affen sind ganz verschieden; sie sind außerordentlich empfindlich und sehr leicht beleidigt. Ich habe häufig die Erfahrung gemacht, daß die Tiere, die mich aus Anhänglichkeit umarmten, dann bei dem sanftesten Anfassen, um mich von ihnen loszumachen, befürchtend, daß ihnen irgend etwas Schlechtes geschehe, unter lautem Geschrei, ähnlich wie eigensinnige Kinder, sich auf den Rücken warfen, alle vier Arme gen Himmel streckten und so lange liegen blieben, bis ich durch gutes Zurufen und Schmeicheln das Tier wieder gefügig machte. Hat man die Schim-

pansen endlich im Transportkasten, so muß man sehr um sie besorgt sein, da die Käfighaft auf das Gemüt der Tiere großen Eindruck macht. Man gesellt ihnen am besten Spielgefährten, vielleicht einen kleinen Pavian, eine Meerkatze, oder einen Hund, bei, um ihnen Ablenkung zu verschaffen. Verträgt sich ein Schimpanse mit seinem Spielgefährten gut, dann ist die Gefahr beseitigt; manche interessante Episode habe ich mit meinen Schimpansen erlebt. Stundenlang saß der Riesenaffe und beobachtete die Sprünge und Bewegungen einer kleinen Meerkatze. Hochinteressant benahm er sich beim Füttern. Hatte er sein Fressen erhalten, das gewöhnlich aus gekochtem Fleisch bestand, so nahm er seine Mahlzeit mit Behaglichkeit ein, aber wehe, hätte es einer seiner Spielgefährten gewagt, an dem Mahle teilzunehmen. Genau wie ein Negerhäuptling erledigte er die Mahlzeit, und schob dann seinem Günstling den Rest in erhabener Weise mit hochmütiger Miene zu. Nicht immer leidet der Schimpanse einen Gefährten in seiner Nähe; in solchem Falle muß man dem Tiere einen größeren Raum geben und sich mit ihm dauernd unterhalten.

Bei einem Transport von acht Exemplaren dieser Vierhänder hatte ich ein außergewöhnlich großes Männchen. Es war in einem Kasten untergebracht und man merkte ihm unschwer an, daß es die Freiheit vermißte und Heimweh hatte; sein Futter nahm es zum Glück zu sich, saß aber den ganzen Tag zusammengekauert in einer Ecke und verhielt sich teilnahmslos. Ich versuchte ihm durch die Gesellschaft eines kleinen Affen Abwechslung zu verschaffen, jedoch wies er diesen Genossen sofort ab. Wir waren derweilen in Teneriffa angekommen, wo die Spanier kleine Seidenpudel an Bord brachten, um sie zu verkaufen. Häufig hatte ich mit Erfolg einen solchen Pudel als Gesellschafter bei einem Schimpansen gehabt und wollte es auch dieses Mal versuchen. Ich erwarb ein kleines Tierchen, beschäftigte mich mit ihm vor den Augen des Schimpansen und konnte dem Affen leicht ansehen, daß ihm der Hund wohl gefiel. Ich nahm dann das Tier und setzte es in den Käfig. Anfangs vertrugen sie sich sehr gut; der Hund wurde umarmt, untersucht und sanft gekost. Ich freute mich, daß der Affe nun einen Freund gefunden hatte und beobachtete die beiden Tiere längere Zeit, ging dann ein Stündchen in die Stadt und sah nach meiner Rückkehr keine Änderung in ihrem freundschaftlichen Verhältnis.

Bald darauf sollte ich eines anderen belehrt werden. Ich machte meinen Revisionsgang und mußte zu meinem Schrecken wahrnehmen, wie der Schimpanse meinen kleinen Seidenpudel an den Hinterbeinen festhielt und unausgesetzt mit dem Kopfe an die Wand schlug. Das Tier war inzwischen verendet und wurde nun von dem Wüstling durch das Gitter nach außen gedrückt.

Die Pflege und die Wartung des Schimpansen bedarf vieler Aufmerksamkeit. Die hauptsächlich bei ihnen auftretenden organischen Krankheiten sind Lungenentzündung und Mundfäule. Letztere behandelt man erfolgreich mit übermangansaurem Kali. Die Ansicht, Bürsten für die Zahnpflege des Schimpansen zu verwenden, ist grundfalsch, da sie viel zu hart sind und durch ihren Gebrauch oft bösartige Entzündungen an der Schleimhaut des Zahnfleisches hervorgerufen werden. Sehr oft leiden die Schimpansen an Durchfall, dessen Behandlung in ähnlicher Weise vorgenommen werden muß wie bei Menschen.

Da die Temperatur nachts in der Heimat des Schimpansen außerordentlich sinkt, ist es nicht schwer, diese Affenart, bei richtiger Behandlung, in unseren Breiten zu akklimatisieren. Die Hauptsache ist, daß ihnen viel gesunde, frische Luft zugeführt wird. Es wird in Europa meistens der Fehler gemacht, daß sie durch die Heizung zu viel Wärme erhalten und verweichlicht werden. Das afrikanische Klima kann man nicht durch künstliches ersetzen, denn die Sonnenwärme in den tropischen Breiten ist gänzlich anders, und die Schimpansen sind in ihrer Heimat auch heftigen Winden und Stürmen ausgesetzt. Als Nahrung für die Vierhänder konnte ich Blätter, Knospen und Insekten feststellen. Ob die Bananen- und Orangenfütterung das Rechte für diese Affen ist, bleibt die Frage. Es wurde auch in diesem Falle immer der Fehler gemacht, daß man die heimatliche Ernährungsweise der Tiere in den Hintergrund stellte und sie durch alle möglichen, künstlichen Präparate ihrer natürlichen Hauptnahrung entwöhnte, wodurch sie bald verkümmerten und eingingen.

IX. Kapitel.

Von der Bruchstufe zum Mutjekgebirge

In dem Wildparadies des Manyarasees lag ich mehrere Tage der Jagd ob. Das Wildbret wurde nach dem Lager gebracht und teilweise frisch verbraucht. Ein besonderer Leckerbissen ist die Gnuzunge mit einer pikanten Tunke, ein Gericht, das auch der verwöhnteste Gaumen nicht verschmäht. Das Wildbret wurde von den Negern am Feuer geröstet und getrocknet und kam uns später im Urwalde gut zu statten. Nach acht Tagen traf mein Reisegefährte, auf den wir hier gewartet hatten, ein. Auf unserem Weitermarsch begegneten wir 30 Wambugwe-Leuten in voller Jagdausrüstung, jeder Mann mit 6—8 Speeren. Ihre Art Wild zu jagen ist sehr einfach. Sie lassen sich, im Gebüsch versteckt, das Wild zutreiben und erlegen die vorbeilaufenden Tiere durch Speerwürfe. Wie erfolgreich diese Art von Jagd in wildreichen Gegenden sein kann, bewies uns eine nachfolgende Trägerkarawane, die schwer mit Wildbret und Häuten bepackt war.

Nach Überschreitung des Mückenflusses marschierten wir im Walde den Manyarasee entlang. Hier kamen wir an einer Strecke vorüber, die so mit Mücken und kleinen Fliegen überschwärmt war, daß wir kaum die Augen offen halten konnten.

Wir hatten die Bruchstufe erstiegen und wanderten diesmal geradezu durch die wegelose Hochebene, in der Richtung nach dem Mutjekgebirge. Das wellige Gelände war mit saftigen Gräsern bewachsen, hie und da erhob sich ein einzelner Baum, sowie ab und zu einige Flächen mit niederem Buschbestand. Der folgende Marschtag brachte uns ein Erlebnis sehr ernster Art. Spät am Nachmittag ging ich, meine Frau und der kleine Negerjunge Peter der Karawane etwa 500 Schritt voraus. Schumann war noch einige hundert Meter vor uns. Wir wechselten kein Wort

und verfielen in einen apathischen Zustand der Erschöpfung. Unser Wasservorrat konnte am Vortage nicht erneuert werden, und der beschwerliche Marsch im dichten Grase hatte uns ermüdet. Der einzige Gedanke galt der Wasserstelle, um uns wieder zu erfrischen. Auf einmal dringt das bekannte hui! hui! unserer Masais an mein Ohr und rüttelt mich aus meiner Apathie. Auf die Schreck- und Warnungsrufe hin machte ich sofort kehrt und lief etwa 50 Meter zurück, ohne zunächst auch nur eine Ahnung von der Art und Richtung des drohenden Unheils zu haben. Da teilte sich zu meiner Linken der Busch und ein mächtiges Nashorn stürmte polternd und pustend an mir vorbei. Ich ergriff das Gewehr und verfolgte das Tier mit meinen Blicken, annehmend, es würde ruhig an uns vorbeilaufen und uns nicht bemerken. Plötzlich stürzten zu meinem Leidwesen die bei meiner Frau zurückgebliebenen Hunde hervor und stellten es. Hierdurch war das Tier zwischen mich und meine Frau geraten und sie in gefährlicher Situation. Während das Nashorn sich der angreifenden Hunde erwehrte, brach es mit dem Vorderlauf in ein überwachsenes Erdferkelloch, stürzte, kam aber gleich wieder hoch und warf mit seinem Horn einen der Hunde in großem Bogen von sich, daß er heulend zu mir kam. Das Nashorn war jetzt in höchste Wut geraten. Schleunigst pfiff ich die Hunde ab und rief meiner Frau zu: „Wirf dich auf den Boden, damit ich freies Schußfeld habe!" Das Nashorn machte Miene zum Abtrotten, lief an meiner lautlos im Grase liegenden Frau vorbei und ich war schon recht froh, daß der Dickhäuter das Weite suchte. Auf einmal machte das Tier kehrt, verhoffte und stand mir nun spitz gegenüber. Es schien unschlüssig zu sein. Dieser Umstand gab mir Zeit niederzuknien, um sicherer abkommen zu können. Schumann war inzwischen auch näher gekommen und kniete ebenfalls schußbereit mir schräg gegenüber. Wir hofften noch immer, daß das Rhinozeros weiterziehen würde, denn nur in höchster Gefahr wollte ich das Tier erlegen. Da eräugte es meine am Boden liegende Frau. Pustend senkte es plötzlich den Schädel mit dem kolossalen Horn zum Angriff. Noch hat es nicht den zweiten Schritt getan, da krachten fast gleichzeitig unsere Schüsse und das Tier fiel nieder. Aber noch war ich nicht sicher, daß die Gefahr für meine Gattin vorüber war. Ich sprang schnell zur Deckung vor meine Frau, denn das Tier konnte unter Umständen noch einmal hoch-

kommen, und ging dann mit schußbereitem Gewehr an das Nashorn heran. Es zuckte nur noch mit den Augenwimpern und rührte bald kein Glied mehr. Die beiden Kopfschüsse hatten ihre Wirkung getan. Meine Frau war vor Schreck fast sprachlos, denn der Abstand zwischen ihr und dem Dickhäuter betrug nur 18 Schritte. Von den 26 Nashörnern, mit denen ich bisher unverhofft in ganz nahe Berührung gekommen, war das erlegte das erste, welches regelrecht angenommen hatte. Zum glücklichen Ausgang unseres ernsten Erlebnisses gesellte sich noch ein heiteres Nachspiel. Während die Karawane herbeikam, fiel uns auf, daß der kleine Peter verschwunden war. Wir riefen nach allen Seiten und bemerkten dann seinen ängstlich spähenden Kopf, dem zögernd der ganze Körper folgte, aus einem Erdferkelloch auftauchen. Der kleine Knirps hatte es für ratsam gehalten, sich während des gefährlichen Vorganges in einen solchen Bau zu verkriechen.

Am nächsten Morgen photographierte ich das erlegte Nashorn und nahm die beiden Hörner, deren größtes über einen halben Meter lang war, zum Andenken an das gefährliche Abenteuer mit.

Da wir an diesem Platze nirgends Wasser fanden und unsere Neger sehr durstig waren, tranken sie beim Zerwirken des Nashorns die in der Leibeshöhlung angesammelte, aus Blut und Harn gemischte Flüssigkeit. Wir mußten schleunigst einen Wasserplatz finden und marschierten eilends, durch das hohe Steppengras, dem Oldonje-Dili zu. Der Durst plagte uns schrecklich, und der Weg wollte kein Ende nehmen. Die nach einer vor uns sichtbaren Schlucht ausgesandten Schwarzen kehrten nach einigen Stunden mit leeren Wasserflaschen zurück. So mußten wir immer weiter marschieren, ohne den brennenden Durst löschen zu können. Spät abends beim Mondschein erreichten wir endlich einen Tümpel, in dem sich kurz vorher Nashörner gewälzt hatten, es war mehr schlammiger Brei als Wasser, aber immerhin etwas Trinkbares.

Todmüde streckten wir uns nebenan ins Gras und warteten auf die sich langsam nähernde Karawane. Einer unserer Hunde war unterwegs infolge des Durstes verendet. Als Fleischnahrung führten wir 21 Ziegen mit, da wir in der Nähe der Elefanten kein Wild schießen wollten, um sie nicht durch die Schüsse zu verscheuchen. Die Ziegenherde stieß erst am

nächsten Morgen zu uns, da die Tiere durch das hohe Gras nur langsam vorwärts kamen. Sie hatten vom Durste nicht zu leiden, da das saftige Steppengras und der morgens anhaftende Tau ihrem Wasserbedürfnis genügte.

Weiter ging's dem Urwalde zu. Die Vegetation begann schon im Vorgelände sehr reich zu werden. Von den Blüten zahlloser wilder Jasminsträucher und anderer Rankengewächse war die ganze Umgebung vom herrlichsten Duft erfüllt. Am Rande des Urwaldes fanden wir auf dem Bergkegel einen schönen Lagerplatz. Die Urwaldriesen, von Flechten und Lianen umsponnen, die wieder von blühenden Schlingpflanzen durchwoben waren, prächtigen Farn- und Blattgewächsen, boten, mit dem dichten Moosteppich, wunderschöne Pflanzengruppen; keine Gärtnerkunst hätte schönere Zusammenstellungen zustande gebracht. Dicht bei unserem Lager hatten wir bereits Elefantenwechsel gefunden. Unter Zurücklassung der Karawane, nur von den notwendigsten Trägern begleitet, verfolgten wir sie. Aber bald kreuzten überall andere Wechsel, es hielt schwer, der richtigen Fährte zu folgen. Gegen Abend kamen wir in eine Lichtung, wo wir, auf einem großen umgestürzten Baumstamme rastend, ein Tal übersehen konnten. Da hörten wir auf der anderen Seite das bekannte Trompeten und waren nun sicher, den Elefanten nahe zu sein. Der Dunkelheit halber mußten wir hier lagern. Um aber gegen alle Vorkommnisse gesichert zu sein, zogen wir uns nicht aus, sondern legten uns auf rasch zusammengesuchte Laub- und Mooslager, nur in Decken gehüllt, nieder, die Gewehre schußbereit neben uns. Nur Schumann konnte es nicht lassen, sich der Beinkleider und der Schuhe zu entledigen. Eine leere Konservenbüchse wurde mit Magnesiumpulvergemisch gefüllt und auf einem Stock mit zwei Gabeln befestigt. Diese Vorrichtung sollte uns, im Falle einer Überraschung durch die Elefanten, mit Hilfe einer glimmenden Kohle gutes Büchsenlicht verschaffen. Wir mochten etwa bis Mitternacht geruht haben, als das schrille Trompeten eines Elefanten dicht bei uns uns aus dem Schlafe schreckte. Rasch aufspringend und die Gewehre ergreifend, hielten wir uns bereit und standen lautlos still. Schnell wurden die glimmenden Kohlen mit Erde und Mull beworfen, dann verkrochen sich die Neger lautlos in den hinter uns befindlichen riesigen Baumwurzeln. Die Behauptung, daß

die Elefanten das Feuer annehmen, gründet sich wohl auf die Beobachtung, daß die Neger es ängstlich vermeiden, an Orten, in deren Nähe sich Elefanten befinden, Feuer anzumachen, während sie andererseits ihre Feuer sofort löschen, sobald sie die Rüsselträger bemerken. Flüsternd gab ich dem Neger, der mit der Magnesiumbüchse hinter mir stand, Anweisung, sich bereit zu halten. Das Knacken der abgerissenen Zweige und das Geräusch der mahlenden Elefantenzähne sowie das Klappen der großen Ohren waren in der stillen Nacht deutlich hörbar; die Tiere mußten ganz nahe sein. Jeden Augenblick erwarteten wir, einen der Riesen aus dem Busch vor uns auftauchen zu sehen. Über eine Stunde mußten wir in dieser unangenehmen Situation verharren. Bei der empfindlichen Nachtkühle klapperten wir vor Frost, und besonders Schumann, dem keine Zeit geblieben war, Beinkleider und Schuhe wieder anzulegen, litt unter der Kälte. Als die Herde ruhig äsend an uns vorbeigezogen war, atmeten wir erleichtert auf und krochen wieder unter unsere Decken, um weiter zu schlafen. Mit einem Male wurden wir wieder emporgeschreckt durch den Fall eines umgerissenen Baumes, begleitet von einem wütenden Trompeten. Wieder stellten wir uns mit den Gewehren auf. An dem erregten Trompeten und dem Grunzen einer Elefantenkuh merkten wir, daß wir es mit einem Paar zu tun hatten. Aber der brünftige Bulle fand offenbar ein widerspenstiges Weibchen, denn es war kein Liebesduett, sondern ein Kampf. Das Krachen gebrochener Äste und Zweige, Trompeten und ärgerliches Grunzen mit weitschallendem Ohrenklappen wollte kein Ende nehmen. Wir standen mit angehaltenem Atem, wohl wissend, daß ein verliebter Elefantenbulle jeden Menschen annimmt, in steter Besorgnis, von dem Tiere bemerkt und angegriffen zu werden. Unser Neger zitterte vor Angst mit seiner glühenden Kohle und der Magnesiumbüchse hinter uns, und wir sicherten und entsicherten die Gewehre wohl zwanzigmal. Aber endlich verzogen sich die Tiere, ohne uns bemerkt zu haben. Als endlich ein Morgenregen einsetzte, krochen wir müde und abgespannt für einige Stunden unter die Schlafdecken. Später suchten wir die Stelle auf, wo sich die beiden Elefanten aufgehalten hatten. Sie war 32 Schritte von unserem Nachtlager entfernt. Der Boden war furchtbar aufgewühlt, Bäume umgerissen, Äste und Zweige geknickt und zerstampft; die Vermutung, daß es ein

Liebespaar gewesen war, fanden wir durch die für jeden Jäger untrüglichen Zeichen bestätigt.

Aus dem Elefantenleben sei hier erwähnt, daß eine Elefantenkuh sich nur von dem von ihr selbst gewählten Bullen decken läßt, und daß bei diesen intelligenten, großen Tieren ein zärtliches Liebesleben besteht. Der erwählte Bulle verteidigt sein Weibchen gegen alle Zudringlichkeiten anderer und wütende Kämpfe finden statt. Einem brünftigen Bullen in die Quere zu laufen, ist die größte Gefahr, die für einen Jäger existiert, denn das Tier schreckt vor nichts zurück und zertrampelt alles, was ihm in den Weg kommt.

Bis gegen Mittag verfolgten wir die Fährte der in der Nacht abgegangenen Herde. Gerade befanden wir uns in einem der laubenartigen Elefantenwechsel, als wir nur etwa 10 m vor uns eine Elefantenkuh mit ihrem schon zweijährigen Jungen und einige Schritte weiter noch ein weiteres 4jähriges Exemplar erblickten. Das Bild, die drei Dickhäuter friedlich äsend in der dämmerigen Beleuchtung des Urwalddomes so nahe vor uns zu sehen, war ebenso überraschend als eindrucksvoll. Wie gebannt starrten wir regungslos auf die Tiere. Da schien die alte Kuh uns zu bemerken, sie windete, hob dann den Rüssel hoch in die Luft und eräugte uns. Für uns gab es kein Rück- und kein Seitwärts. Hinter uns standen die Neger, an beiden Seiten war undurchdringliches Dickicht. Wir mußten durch einen Schreckschuß verhindern, daß die Tiere uns überrannten. Glücklicherweise machten die Elefanten kehrt und flüchteten vor uns. Nun ließ ich die Hunde los, und es ging eine tolle Jagd an. Als der Schuß gefallen war, brach ein unbeschreiblicher Tumult los; der ganze Urwald schien lebendig geworden zu sein, eine größere Herde Elefanten mußte hier geäst haben. Drei mächtige Bullen flüchteten etwa 20 m entfernt an mir vorbei, und ich sah, wie der eine in seiner Hast einen großen Baum streifte und mit seinem Stoßzahn einen Splitter von Meterlänge aus dem Stamme herausstieß. Unsere Neger hatten augenblicklich ihre Lasten weggeworfen und sich auf den Bäumen und unter hochstehenden Wurzeln versteckt. Letztere sind für einen in Gefahr kommenden Jäger das sicherste Versteck, denn von hier aus kann man das angreifende Tier noch immer zur Strecke bringen, während die Zuflucht auf den Baum bedeutend weniger sicher ist. Erstens

nimmt das Hinaufklettern längere Zeit in Anspruch, und zweitens kann der Elefant mit ausgestrecktem Rüssel sehr hoch reichen und entweder Äste abbrechen oder selbst den Baum umreißen. Die Hunde rannten getrennt verschiedenen Elefanten nach. Wir suchten bald der einen, bald der anderen Gruppe zu folgen, in der Hoffnung, dabei ein junges Tier zu fangen, jedoch blieben alle unsere Anstrengungen ohne Erfolg. Es dauerte lange Zeit, bis unsere Träger, mit ihren überall aufs Geratewohl abgeworfenen Lasten, wieder beisammen waren. Sie erzählten uns dann aufgeregt und in ihrer übertreibenden Weise von Hunderten von Elefanten; es mögen aber in Wirklichkeit etwa 50 gewesen sein. Die durch den Schuß und die Hunde verscheuchten Elefantenherden mußten wir nun laufen lassen. Kein fangbares Junge hatte sich darunter befunden, und wieder kehrten wir erfolglos zurück.

Der Weg führte uns andauernd durch Urwald. Ungeheure, bis 50 m hohe Baumriesen, die mit ihren Kronen dicht ineinander verwachsen waren, ließen nur hie und da einige Sonnenstrahlen hindurch; infolgedessen besaß hier der Urwald fast gar keinen Unterbusch. Nur wenige Farnkräuter waren vorhanden, und eine Pflanze, die stark nach Seife roch, fiel mir besonders auf. Der Boden war dicht mit Moos bewachsen, und lautlos wie auf einem Teppich marschierten wir dahin. Unterbrochen ist dieser Urwald oft durch wiesenartige Lichtungen, welche häufig in ihrer Mitte eine mit Wasser angefüllte Senkung aufweisen. Büffel, Elefant, Nashorn und Wildschwein gehen hier zur Tränke. Häufig sind diese Waldwiesen oder Dellen mit farbenprächtigen und duftenden Blumen bewachsen, die unzähligen wilden Bienenvölkern eine reichgedeckte Tafel bieten. Die weiße Lilie trat so häufig auf, daß ganze Flächen dicht damit bestanden waren. An solchen Waldwiesen kann sich der Jäger bequeme Ansitze schaffen und das zum Wasser kommende Wild leicht zur Strecke bringen. In diesen Gründen stellten auch meine Hunde ein Schwein, das mir durch seine Größe und schwarz-weiße Färbung auffiel. Da mir ein ähnliches Tier noch nie zu Gesicht gekommen war, nahm ich es a tempo aufs Korn und betrachtete es dabei eingehend. Das Schwein saß nach Hundeart auf den Hinterkeulen und äugte zu mir herüber, bis es plötzlich einen meiner Hunde wütend annahm und ihm mit seinen Hauern die Seite

aufriß, worauf es von mir durch einen Kopfschuß getötet wurde. Das erlegte Stück war ein jungerwachsenes Weibchen eines Riesenwaldschweines. Da ich den wissenschaftlichen Wert des Tieres erkannte, photographierte ich es sofort, konnte aber den Schädel und die Schwarte aus Trägermangel leider nicht mit an die Küste nehmen.

Der zoologische Assistent an Carl Hagenbecks Tierpark, Ludwig Zukowsky, hat sich eingehend mit der systematischen Stellung dieses Waldschweins beschäftigt und seine Untersuchungen in zwei wissenschaftlichen Arbeiten niedergelegt. Das Ergebnis der Untersuchung war die Aufstellung einer neuen Art, die sich auffallend von den vier bisher bekannten Formen der Gattung durch merkwürdige Weißzeichnung im Gesicht und einen fortlaufenden weißen Rückenstrich, von der Schnauze über die Stirn und den Nacken bis in die Kreuzgegend u. a. Merkmale unterscheidet. Von vier verschiedenen Seiten wurde Herrn Zukowsky das Dasein dieser neuen Spezies bestätigt. Da ich der erste war, welcher Kunde über das merkwürdige Waldschwein brachte, dessen Gattung überhaupt erst seit dem Jahre 1904 der Wissenschaft bekannt war, wurde mir die Ehre zuteil, daß das Tier Hylochoerus schulzi Zukowsky genannt wurde.

Bisher war die Gattung Hylochoerus nur aus dem Ituriwalde, dem oberen Kongotale, Kamerun, Liberia und Britisch-Ostafrika, südlich bis zum 1° südlicher Breite, etwa in der Höhe von Nairobi, bekannt geworden. Das Verbreitungsgebiet der neuen Form des Waldschweins beginnt in der Höhe des 3. südlichen Breitengrades und erstreckt sich von da aus südlich. Die Waldschweine bevorzugen als Aufenthaltsort die Bambus-Bergwälder in Höhen von 1500—2500 m und sind an dieses Gelände gebunden, weshalb die zwischen dem Verbreitungsgebiet von H. meinertzhageni, der britisch-ostafrikanischen Form, und H. schulzi, der deutsch-ostafrikanischen Form, liegenden weiten Steppen als Barrieren für das Vorkommen der beiden Arten aufzufassen sind. H. schulzi ist vorläufig nur im Winterhochlande, im Mutjek-Gebirge und auf dem Meru-Berge nachgewiesen worden.

Die Riesen-Waldschweine zeichnen sich in erster Linie durch die bedeutende Größe und die meist schwarze Färbung der Borsten aus. Aber auch in der Lebensweise unterscheiden sie sich von den Warzen- und Buschschweinen.

Sie halten bestimmte, im dichtesten Buschwerk selbst angelegte Wechsel inne, indes laufen sie gelegentlich auch auf alten Elefanten- und Nashornwechseln. Als Nahrung scheinen ihnen Wurzeln zu dienen, nach denen sie die Erde durchwühlen, und besonders scheint ihnen eine in ihrer Heimat sehr zahlreich wachsende Nesselstaude gut zu schmecken. Das Waldschwein ist scheuen und wilden Temperamentes und greift, in Bedrängnis geraten, den Menschen ohne weiteres an. Gehör und Geruch sind außerordentlich scharf. Trotz seiner Größe ist das Tier sehr gewandt. Nachts scheinen die Waldschweine zu äsen, am Tage aber der Ruhe zu pflegen und zu suhlen. Wasser ist dem Tier ein großes Bedürfnis; ich bekam sie nur zu Gesicht, wenn sie einzeln morgens sehr zeitig oder abends spät zur Tränke an die Bäche zogen.

Nach fünftägiger Abwesenheit kehrten wir in unser Lager zurück. Kurz bevor wir ankamen, schoß ich noch eine große Elenantilope. Meine Frau hatte den Schuß gehört und sandte uns einen Neger entgegen, mit der Bitte, schleunigst zurückzukehren, denn auch unser Standlager war während der letzten Nächte von Elefanten beunruhigt worden. Sie war in steter Angst gewesen, eine Elefantenherde könnte das Lager überlaufen. Während meiner Abwesenheit hatte sie einige Neger an den Platz zurückgeschickt, wo wir vor kurzem das große Nashorn schrecklichen Angedenkens erlegt hatten, um den dort inzwischen von Hyänen, Aasgeiern und Ameisen wohl genügend skelettierten Schädel holen zu lassen. Die Neger brachten die Beute wohlerhalten spät abends ins Lager, und obwohl sie bis Mitternacht beim Feuer gehörig Lärm gemacht hatten, war die um das Lager herum äsende Elefantenherde merkwürdigerweise, trotz des weithin hörbaren Lärmes, nur langsam verzogen.

Wir untersuchten die Umgebung und stellten fest, daß etwa 100 m entfernt eine zahlreiche Herde mit mehreren Jungen geäst hatte, was aus den Fährten und der Losung unschwer zu erkennen war. Wenn wir hier etwas erreichen wollten, so hieß es die Verfolgung sofort aufnehmen. Meine Frau begleitete uns, da sie nicht mehr allein, wegen der Elefantengefahr, im Lager zurückbleiben wollte. Mit frischem Proviant und Trägern machten wir uns auf. Am nächsten Nachmittag begegneten uns im Urwald einige Wandorobo. Dieser Stamm lebt nur von der Jagd. Die

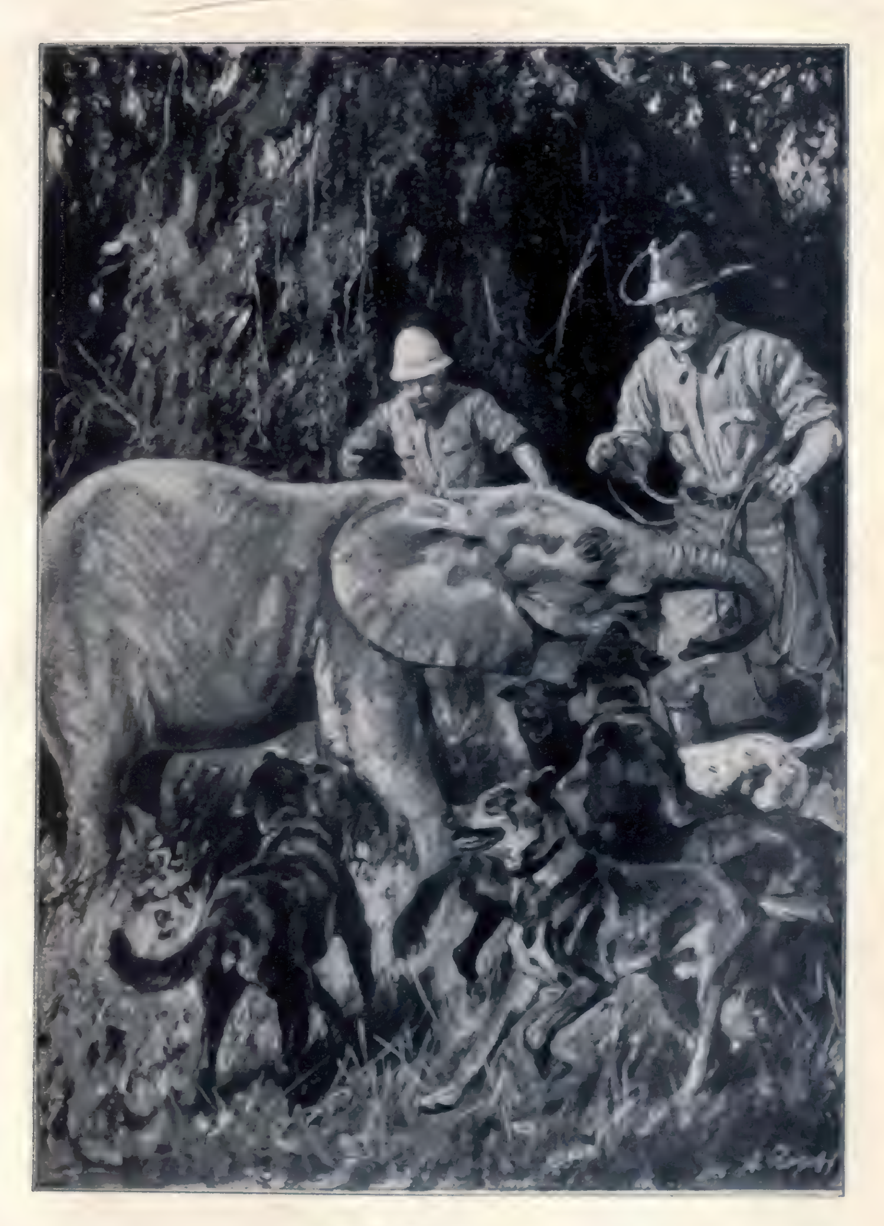
Wandorobo waren mit Speer, Pfeil und Bogen bewaffnet, folglich auf einem Jagdzug begriffen. Meine Masais suchten sie auszuforschen und fragten sie nach der Elefantenherde. Aber sie behaupteten, mit harmlosen Gesichtern, gar nichts von Elefanten bemerkt zu haben und selbst nur auf der Suche nach Honig zu sein. Nach einiger Zeit aber fanden wir Blutspuren an Bäumen und Blättern und wußten nun, daß die Schwarzen gelogen und bereits ihre Beute gemacht hatten. Es war keine Zeit zu verlieren und wir verfolgten die Fährte weiter, erreichten aber die Herde erst am Abend des dritten Tages. Bei sinkender Sonne war nichts mehr zu machen und wir bezogen deshalb ein provisorisches Lager. Als wir am nächsten Morgen einen Hügel überschritten, sahen wir unten im Tale etwa 25—30 Elefanten, darunter auch Muttertiere mit fangbaren, säugenden Jungen, bei einem Wassertümpel versammelt. Die Herde hatte aber unser Kommen schon bemerkt und stieg auf die gegenüberliegende Anhöhe hinauf. Sofort ging es hinter ihnen her, obwohl es zu unserem großen Verdruß zu regnen anfing; denn wir hatten bemerkt, daß die ganz jungen Tiere schon ermüdet waren und mit ihren Müttern den Nachtrab der Herde bildeten. Diese Feststellung vermag der erfahrene Jäger aus der kleinen nicht zertretenen Losung der Nachzügler zu erkennen. Rührend war die Sorge, mit der eine Elefantenkuh ihrem kleinen Jungen auf der Flucht half. Ich hatte es unten im Tale bei einer morastigen Wasserstelle beobachtet. Ein umgefallener Baumstamm lag hier und bildete für das Junge ein unübersteigbares Hindernis. Da nahm die Elefantenkuh das Junge auf die langen Stoßzähne, hielt es mit dem Rüssel fest und hob es auf den Baumstamm hinauf, von wo es auf die andere Seite hinunterfiel, sich aufraffte und weiterlief.

Gegen Nachmittag waren wir dicht an die Herde herangekommen, hatten aber noch einen ziemlich steilen Hügel zu erklettern. Vor mir sah ich bereits die Nachzügler der Herde in den zusammenschlagenden Büschen verschwinden und hoffte jeden Augenblick eines der Tiere zu erreichen. Im vollen Jagdeifer ging es vorwärts; da rief mir Schumann, hinter mir laufend, zu, er könne nicht weiter. Ein Blütenkelch eines distelartigen Gewächses war ihm ins Auge geschnellt, und die Pflanzenfäserchen konnten aus dem verletzten Organ nicht rasch genug entfernt werden. Dieser

unliebsame Aufenthalt allein hätte genügt, der Herde wieder einen Vorsprung zu geben, aber Schumann konnte nicht weitermarschieren. Trotzdem lief ich, von meiner Frau und den Negern gefolgt, bis auf die Spitze des Hügels, wo sich uns ein merkwürdiges Schauspiel bot. Der Bergrücken fiel hier steil ab, und die ganze Herde glitt vor uns, auf dem durch den Regen schlüpfrig gewordenen Anhang, wie auf einer Rutschbahn hinunter. Um den Tieren nachzukommen, taten wir so ziemlich dasselbe wie die Elefanten und rutschten mehr, als wir gingen, in das Tal hinab. Die Tiere gewannen aber immer mehr Vorsprung, und infolge der Augenverletzung Schumanns mußten wir wiederum die Verfolgung aufgeben, denn ohne seine Hilfe, als Bereitschaft im Falle einer Gefahr, konnte ich allein mit den Negern das Einfangen von Jungen nicht unternehmen. Wir machten unten im Tale an einer Quelle halt. Es wurde schon dämmerig; da hörten wir plötzlich ein Krachen und Brechen der Büsche; die Schwarzen liefen durcheinander und riefen: „Die Elefanten kommen!" Sofort zu unseren Gewehren greifend, traten wir aus der Deckung. Zur allgemeinen Heiterkeit sahen wir, daß die Hunde ein Nashorn gestellt hatten. Ich pfiff sie ab, und das Kifaru rückte schleunigst aus.

Freilich wäre es interessanter gewesen, für den Leser sowohl wie für uns, wenn der Fang eines jungen Elefanten geglückt wäre. Da ich nun im ganzen Buche, wie in der Einleitung erwähnt, vorsätzlich nur wahrheitsgemäße Tatsachen, und zwar selbsterlebte, geschildert habe, so soll auch hier das Bekenntnis unseres Mißerfolges ruhig stehen bleiben. Ich mag mein Gewissen durch einen hinzugelogenen Elefanten nicht belasten.

Wegen der jetzt einsetzenden kleinen Regenzeit (November), wenn im Walde alles vor Nässe trieft, war eine Fortsetzung unseres Jagdzuges auf Elefanten aussichtslos geworden; denn die Tiere hatten, wie schon früher bemerkt, bereits begonnen, den Urwald zu verlassen und sich in die ihm vorgelagerten Parklandschaften zu verziehen. Es scheint, daß während der Regenzeit dem Elefanten der hochgelegene Urwald zu kalt und zu feucht ist, aber ich glaube, daß auch die während der Regenzeit häufigen Baumstürze die Tiere zum Verlassen ihres Lieblingsaufenthaltes bewegen. Die Ursache dieser Baumstürze ist folgende: die großen Urwald=



Beim Elefantenfang

9. Kapitel

Weg nach Aruscha

Lager im Urwald

riesen sind vielfach von der langen Bartflechte bedeckt, welche durch den Regen ungeheure Mengen Wasser aufsaugt und so dem Baume eine starke Überlast aufbürdet. Ist nun der Baum angefault oder steht er an einem Abhange, wo seine Wurzeln durch die schweren Regengüsse von Erde entblößt werden, so genügt ein Windstoß, oft auch das ungeheure Gewicht der von den Bartflechten aufgesaugten Wassermenge allein, den Baum umzulegen. Hierbei reißen die über 50 m hohen Riesen bei ihrem Sturze noch andere Bäume mit. Das Niedersausen solcher Baumriesen hört sich wie rollender Donner an und dürfte somit eine Ursache sein, daß die klugen Elefanten den Urwald während der Regenzeit meiden und im buschigen Vorgelände verbleiben. Auf dem Rückwege zum Standlager kamen wir durch die Steppe, einem Nashornwechsel folgend, an hohen, eigentümlich geformten Höhlen vorbei, die einige Meter tief in eine Hügelwand hineingingen und deutlich Spuren von Nashorn- und Elefantenbesuch aufwiesen. An den Seiten dieser Höhlen sah man, in der Höhe der Stoßzähne der Elefanten, tiefe Löcher in den Wänden und weiter in der Tiefe aufwärts gehende, ausgeschliffene Rinnen. Die ausgearbeiteten Löcher konnten, nach Höhe und Form zu schließen, nur von den Stoßzähnen der Elefanten herrühren, während die aufwärts gehenden Rinnen ganz genau der Größe und Bewegungsmöglichkeit des Hornes eines Rhinozerosses entsprachen. Wir fragten uns nach der Bedeutung dieser Erscheinung, denn außer den Fährten, den Löchern und den Rinnen fand meine Frau einen weiteren Beweis, daß wirklich Elefanten hier mit den Zähnen arbeiteten. In einer der Höhlen entdeckte sie eine abgebrochene Zahnspitze von etwa 15 cm Länge. Ich denke, folgende Erklärung wird wohl die richtige sein: die Elefanten benutzen diese Höhlen entweder, um ihre Stoßzähne an den harten Wänden zu schleifen, oder um die eigentümlich rote, mit den Zähnen abgeriebene Erde zu verschlingen. Letzteres scheint mir um so wahrscheinlicher, als wir nirgends von der abgeriebenen Erde Spuren am Boden fanden. Auch ist es bekannt, daß sowohl Elefanten wie Nashörner Erde verschlucken, um die Gedärme zu reinigen. Ich konnte selbst oft beobachten, daß die Losung beider Tierarten wie mit einem Schokoladenguß überzogen war, der in der Farbe mit dieser Erde übereinstimmte.

Bevor wir den Urwald verließen, kamen wir in einer Lichtung auf eine

Stelle, die wie tief umgepflügt aussah. Bäume und Büsche waren ausgerissen, und Verwesungsgeruch führte uns zu dem Kadaver eines neugeborenen Elefanten. Offenbar war hier eine Elefantenkuh von Wehen überrascht worden und hatte ein totes Junges geboren. Es mußte eine schwere Geburt gewesen sein, denn die Elefantenkuh hatte in ihren Schmerzen den Platz mit ihren langen Stoßzähnen dabei umgewühlt. Gerne hätte ich den Schädel als wissenschaftlich wertvolles Objekt mitgenommen, aber er war nicht gut genug erhalten.

In unser Standlager zurückgekehrt, rüsteten wir uns zum Aufbruch nach Engaruka. Trotz unseres Mißerfolges im Fang von jungen Elefanten hatten wir die Hoffnung nicht aufgegeben, auf unserem Rückwege wenigstens noch einige gute Kinoaufnahmen machen zu können, vielleicht ein junges Nashorn einzufangen. Diese Hoffnung sollte auch in Erfüllung gehen. Zum Rückmarsch wählten wir den von uns bisher noch nicht benutzten Weg am Rande des Urwaldes entlang. Am Nachmittage des ersten Marschtages bemerkte ich auf einer Lichtung zwei große dunkle Tiere. Ich sprach dieselben zuerst als Büffel an, stellte aber mit dem Glase fest, daß es zwei kapitale Nashörner waren, die an einem Busche ästen. Sofort ließ ich die Karawane halten. Ich ergriff den Apparat, Schumann nahm das Stativ, während Faru, der Gewehrträger, zwei Hunde an der Leine führte. Wir vollbrachten nun ein Kunststück, das uns wohl niemand, bei der mit ihm verbundenen Lebensgefahr, so leicht nachmachen wird. Vom Busche gedeckt, schlichen wir immer näher und näher heran. Mit jedem Schritt nach vorwärts wuchs die Spannung; da erreichten wir die Lichtung, und die beiden Nashörner standen uns 20 Schritte, noch immer am Busch äsend, gegenüber. Schumann stellte lautlos das Stativ auf und nahm mit entsichertem Gewehr neben mir Stellung. Hinter mir stand Faru, bereit, die Hunde jeden Moment loszulassen. Ein Ruck und der Apparat war befestigt. Im Augenblick hatte ich die Tiere im Bilde und begann zu kurbeln. Jeder Nerv war angespannt: Was werden die Nashörner machen, werden sie uns annehmen und überrennen oder werden sie flüchtig werden? Die Sonne stand hinter uns, und der Wind war günstig; somit hatten wir eine vorzügliche Stellung. Durch das Geräusch des Kurbelns aufmerksam gemacht, kamen die beiden vorher ruhig äsenden

Dickhäuter gerade auf den Apparat zu. Durch den grellen Sonnenschein geblendet, eräugten sie uns noch immer nicht, und wir ließen sie ganz nahe herankommen. Sprungbereit, auf das Senken der mächtigen Köpfe wartend, denn dies ist das Zeichen, daß das Nashorn den Feind annimmt, behielt ich die Nashörner fest im Auge und kurbelte ruhig weiter. Bis auf 8 m hatten sich die beiden Kolosse genähert, und ich war eben im Begriff, Faru das Zeichen zum Loslassen der Hunde zu geben, da stutzten plötzlich beide Tiere. Sie hatten uns gewindet, und unter lautem Geprufte stoben sie seitwärts an uns vorbei, in den Busch. Wir hatten Glück und atmeten erleichtert auf, daß die Sache so glatt abgelaufen war. Ein einzelnes Tier im Falle der Gefahr zu erlegen, wäre eine Leichtigkeit für uns gewesen, aber zwei ausgewachsenen Nashörnern auf so kurze Entfernung mit dem Kinoapparat gegenüberzustehen, heißt direkt mit dem Leben spielen. Im Falle eines Angriffes beider Tiere wäre es uns wohl schlecht ergangen. Unser Wagestück war aber vom Glücke begünstigt, und auch die beiden Dickhäuter waren unbeschädigt davongekommen. Die wenigen Meter Film gehören zu den seltensten Naturaufnahmen aus der Tierwelt.

Am folgenden Morgen hatten wir nochmals Glück. Beim Durchqueren einer Schlucht bemerkten wir eine kapitale Hirschantilope. Von dichtem Busch umgeben, gelang es uns, das prachtvolle Tier vor die Linse zu bringen und unsere Aufnahmen um einen wertvollen Film zu vermehren. Noch am gleichen Tage stießen wir, auf einer Grasebene, auf eine Herde von 60—70 Stück ruhig äsender Elenantilopen. Gegen den Wind und unter Ausnutzung des günstigen Terrains hatten wir uns in einer Stunde, schleichend und kriechend, soweit herangepirscht, daß wir diese Tiergruppe gleichfalls auf dem Film festhalten konnten. Die Elenantilope (Taurotragus pattersonianus Lydekker) ist die größte Antilopenart der ostafrikanischen Steppe. Die ausgewachsenen Bullen können ein Gewicht von 2000 Pfund erreichen. Noch vor wenigen Jahren waren diese prachtvollen Tiere selten in unseren zoologischen Gärten vertreten. Es gelang mir auf meinen Reisen und Fangzügen insgesamt 17 Stück von diesem edlen Wild lebend nach Europa zu bringen. Unter allen afrikanischen Antilopen ist das Wildbret der Elenantilope das schmackhafteste.

Mit dem kinematographischen Resultat unserer Tour konnten wir wohl zufrieden sein und zogen, in östlicher Richtung, dem Abstieg der Bruchstufe zu. Beim Passieren eines von dichtem Busch bewachsenen Geländes bemerkte ich ganz frische Nashornfährten. Sofort gab ich der Karawane das Zeichen, auf der Hut zu sein, und ließ vorsichtshalber meine Frau von ihrem Reittier absteigen. Kaum war dies geschehen, als auch schon ein Nashorn im Busch flüchtig wurde. Wir hörten dicht neben uns die Büsche knacken, ohne aber das charakteristische Prusten des Dickhäuters zu vernehmen. Sofort war es mir klar, daß es sich hier nur um ein Muttertier mit Jungen handeln konnte, denn die Nashornkuh mit ihrem Kalb wechselt stets geräuschlos, ohne zu prusten. Die in meiner Nähe befindlichen Hunde hatten das Tier gewindet, und ich setzte sie sofort auf die Fährte. Ein Schreckschuß war das Zeichen für die Schwarzen, alle übrigen Hunde von der Leine loszulassen. Schumann und ich nahmen sofort die Verfolgung auf, und nach kurzem Lauf hörten wir im Dickicht die Meute. Noch vermochte ich die Situation nicht zu überblicken; da vernahm ich zu meiner Freude das miauende Klagen eines jungen Nashornes. Jetzt hieß es auf der Hut sein. Gewehr und Lasso bereithaltend, stürmten wir vorwärts. Auf einem Rasenplatz hatten die Hunde das Nashorn gestellt. Von der Mutter war nichts zu sehen, sie hatte allem Anschein nach ihr Junges im Stiche gelassen. Wütend stürmte das kleine Tier immer wieder auf die Hunde los, aber gewandt wichen sie dem Wüterich aus. Ich pfiff die Meute ab und der Lasso sauste über den Kopf des Dickhäuters. Beim Anziehen heulte meine Schäferhündin „Lady" auf, und ich merkte, daß auch sie vom Lasso erfaßt worden war. Lady hatte im Moment des Überwerfens noch einmal zugepackt, der Lasso war ihr in den Fang geraten, wodurch er an den Hals des Nashornes angepreßt wurde. Rasch ließ ich die Leine locker und der Hund war frei. In wenigen Sekunden war der Dickhäuter an einen Baum gebunden. Schumann blieb mit den Hunden als Wache bei dem Fang, um die Alte bei etwaiger Rückkehr zu vertreiben, während ich mich zur Karawane zurückbegab. Vorsichtig pirschte ich mit schußfertigem Gewehr durch den dichten Busch, jeden Augenblick gewärtig, die Nashornkuh vor mir auftauchen zu sehen. Zu meinem Schrecken vernahm ich da plötzlich in

allernächster Nähe die Stimme meiner Frau. Sie war mit einigen Leuten, die den Kinoapparat trugen, unseren Fährten gefolgt und näherte sich, ohne der Gefahr bewußt zu sein, dem Fangplatz. Wie leicht hätte sie mit der noch bestimmt in der Nähe befindlichen Nashornkuh zusammentreffen können, und ein Unglück wäre unausbleiblich gewesen. Der Aufseher wurde sofort beauftragt, einige Leute von der Karawane herbeizuholen, die als Posten ausgestellt wurden und durch Lärmen und Schlagen auf Blechdosen die Nashornmutter verscheuchen sollten. Die Karawane selbst und der Rest der Leute wurden angewiesen, bis zu einem offenen Gelände in der Nähe vorzugehen, dort haltzumachen und alle verfügbaren Leute zu mir zu senden. Hier war eine ausgezeichnete Gelegenheit, den Nashornfang an Ort und Stelle mit der natürlichen Umgebung kinematographisch festzuhalten. Das taten wir auch. Der kleine Dickhäuter wurde wieder freigelassen und meine Frau mußte bei ausgezeichneter Beleuchtung kurbeln, und das Tier verboxte regelrecht die angreifenden Hunde und wurde schließlich wieder von neuem mit dem Lasso eingefangen und festgebunden. Ohne jede künstliche Staffage hatten wir nun eine wunderbare Naturaufnahme vom Rhinozerosfang in freier Steppe. Es dürfte wohl diese Aufnahme die erste und einzige in ihrer Art sein. Unser gefangenes Nashorn war ein wohlgenährtes etwa 60 cm hohes Weibchen, das wir „Lola" tauften.

Während des ganzen Vorganges sahen und hörten wir nichts von der Nashornmutter, wiederum ein Beweis dafür, daß angegriffene Junge von den Nashornmüttern nicht wieder aufgesucht werden, wenn sie groß genug sind, um ohne Muttermilch bei gewöhnlicher Nahrung leben zu können.

Mittlerweile kamen die Leute unserer Karawane und berichteten, daß sie gleich beim Ausgange des Busches an einem dort gefundenen Bache lagerten. Unsere begreiflicherweise noch sehr aufgeregte Lola wurde nun auf einer rasch aus dicken Ästen zusammengestellten Tragbahre festgebunden und zum Lagerplatz gebracht. Durch dieses Verfahren wurden auch Fährten des Tieres an unserem Wege vermieden, denn solche hätten, unter Umständen, dem suchenden Muttertier den Weg zu seinem Jungen zurückzeigen können. Ich war eben, trotz der mehrfachen Beobachtungen,

noch nicht vollkommen überzeugt, daß die Nashornkuh jedesmal ihr Junges im Stiche läßt. Im Lager wurde das junge Tier an einem Baum angebunden und zunächst ruhig sich selbst überlassen. Freilich beruhigte sich das der Freiheit beraubte junge Geschöpf nicht so bald und versuchte seine Wut an allem, was in seinem Bereich war, auszulassen. Ein Angriff, den es auf einen Baum mit aller Wucht machte, war so heftig, daß sein kleines, wallnußgroßes Horn beschädigt wurde und die Rinde des Baumes aufsprang. Die Kraft der Nashörner ist selbst in frühester Jugend eine sehr große, und ihre Behandlung, solange sie nicht völlig zahm sind, erfordert alle Vorsicht.

Durch dieses Resultat war wiederum der Beweis geliefert, daß man junge Nashörner fangen kann, ohne die alte Methode anzuwenden, das Muttertier abzuschießen. Das junge Nashorn bleibt in diesem Falle bei der toten Mutter stehen und läßt sich leicht einfangen. Trotz Hinmordens vieler Muttertiere war das afrikanische Doppelnashorn noch vor wenigen Jahren eine große Seltenheit in unseren zoologischen Gärten. Unkenntnis in der Aufzucht mag wohl einen großen Teil dazu beigetragen haben, mehr aber hat wohl der Fänger selbst die Schuld dadurch, daß er nicht eigenhändig die Pflege übernahm, sondern sich auf seine Schwarzen verließ. Dies Verfahren ist aber grundfalsch. Merkt der Schwarze, daß der Europäer nur die geringste Furcht beim Zufassen zeigt, so greift er überhaupt nicht an, denn schon das Wort Kifaru (Nashorn) bringt jeden Eingeborenen aus der Fassung und jagt ihm den größten Schrecken ein.

Ungefährlich ist der Fang junger Nashörner keineswegs. Mir ist ein interessanter Fall bekannt, wo einige Leute eine Nashornkuh zur Strecke brachten, die ein ziemlich starkes Junges bei sich hatte. Das Kleine blieb bei der Mutter stehen, und keiner hatte den Mut, an das Tier, das sich sehr bösartig zeigte, heranzugehen und die Fangschlinge überzuwerfen. Sie kamen auf die Idee, einen zweirädrigen Karren, auf dem ein Mann mit wurfbereiter Schlinge stand, langsam an das Nashorn heranzuschieben. Der Fänger aber warf die Schlinge vorbei, und schon sauste das Junge mit seinem Schädel unter den Wagen, hob denselben mit voller Wucht empor, daß er umkippte und der Mann unter den Wagen zu liegen kam,

während seine, den Wagen schiebenden Kameraden das Weite suchten.
Glücklicherweise ließ das Nashorn ab und trollte von dannen.

Meine Fangmethode mit gut dressierten Hunden ist wohl gefährlicher
und kostspieliger, da man mit dem Verluste von wertvollem Tiermaterial
rechnen muß. Auch herrscht in vielen Gegenden, wo die Dickhäuter leben,
die Tsetseplage, der ebenfalls die Hunde zum Opfer fallen. Die Nashorn-
kuh bleibt aber bei diesem Verfahren am Leben und der Natur erhalten.

Während wir auf weitere Nashornsuche gingen, versuchte meine Frau,
der ein wenig beruhigten Lola Milch zu geben, aber das Tier verstand sie
nicht und stieß nach ihr; dabei entging sie nur durch ein rasches Aus-
weichen einer ernstlichen Verletzung und kam mit einem recht unsanften
Schlag auf die Hand davon. Sie ließ aber nicht ab und versuchte mit
größter Geduld, Lola umzustimmen, indem sie ihre mit Zuckerlösung an-
gefeuchteten Finger in das Maul des Tieres zu bringen versuchte. Dies
ist ungefährlich, da die Nashörner keine Schneidezähne haben. Schließlich
gelang es ihr, die Finger zwischen den Lippen durchzuschieben, und als
Lola den Zucker schmeckte, fing sie an zu saugen, und die Freundschaft war
geschlossen. Jetzt gab es keine Schwierigkeiten mehr, das junge Nashorn
zum Milchsaufen zu bringen. In wenigen Stunden hatte sich die kleine
Furie in eine ganz gemütliche, sanfte Lola verwandelt, und ich war nicht
wenig erstaunt, das Tier so zahm vorzufinden, als ich abends von meinem
Jagdzug zurückkehrte. Es war tatsächlich das erstemal, daß ein junges
Nashorn wenige Stunden nach dem Fang sich schon an uns gewöhnt
hatte; in der Regel dauerte es 4—5 Tage, bis man einigermaßen mit
den Tieren umgehen konnte. Die rasche Zähmung Lolas ermöglichte es
uns, schon am nächsten Morgen in aller Frühe weiterzureisen. Allerdings
war es nicht leicht, nach Verabreichung ihrer Morgenmilch Lola zum Mit-
marschieren zu veranlassen. Da mußten wieder die Zuckerfinger einsetzen,
und mit deren Hilfe gelang es endlich, sie zum Mittrotten zu bewegen.
Vorsichtshalber führte ich das Tier noch an einer Leine. Es ging ganz
leidlich vorwärts, nur übte das Buschwerk seine Anziehungskraft auf Lola
aus; sie fing an stehenzubleiben und links und rechts die Zweige ab-
zuknabbern, was mich natürlich zwang, stets zu warten. Da ich aber
wahrnahm, daß sie auf mein Locken immer nachkam, war kein Flucht-

versuch mehr zu befürchten, und ich befreite das Tier von dem lästigen Strick. Es folgte wie ein Hund nach, und wir waren alle überrascht über die rasche Zähmung des frischgefangenen Dickhäuters.

Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, daß man Nashörner niemals schlagen darf, um sie auf dem Marsche anzutreiben; denn ihre Haut ist trotz der außerordentlichen Dicke so empfindlich, daß selbst ein leichter Schlag, mit einer ganz dünnen Gerte, das Tier aufzucken läßt. Auch würde Schlagen nur den Erfolg haben, das furchtlose Tier zum Umdrehen und zur Verteidigung zu bringen. Schon geringe Hautverletzungen, wenn auch noch so unbedeutend, brauchen beim Nashorn oft Monate zur Heilung. Daher muß man, wenn irgend möglich, auch Fesselungen vermeiden, da die scheuernden Stricke oder Riemen stets Hautabschürfungen verursachen. Auch bei Giraffen und Zebras ist die Decke sehr empfindlich. Aber bei ihnen heilen die Wunden und Verletzungen durch Stricke und Halfter viel leichter.

Die Bruchstufe war erreicht, und nun begann im Zickzack der schwierige Abstieg auf einem Nashornwechsel; denn einen Weg gab es nicht. Lola überkletterte munter folgend die großen, überall im Wege liegenden Felsstücke, aber öfters mußte ihr, wenn die Sache gar zu schwierig war, nachgeholfen werden. Ungleich mehr Arbeit hatten wir mit den Lasttieren, denen bei dem steilen Wege die Lasten öfters herunterrutschten, und von welchen auch mehrere stürzten. Unsere an derartige Dinge gewöhnten Grautiere ertrugen solche Unfälle mit größter Geduld. Vor Dunkelwerden erreichten wir den Manyara-See und damit unseren Rastplatz. Lola hatte der zehnstündige Marsch derart ermüdet, daß sie sofort nach der Fütterung einschlief. Der ihr zugeteilte Wärter streckte sich an ihrer Seite nieder, und bald schnarchten beide um die Wette. Starke Gebirgsregen hatten den Mückenfluß, den wir am nächsten Tage passieren mußten, derart angefüllt, daß wir nicht daran denken konnten, wie früher, die Tiere einfach hindurchzutreiben. Wir stellten deshalb auf den beim vorigen Übergang gefällten zwei Akazienbäumen aus Knüppeln, Gras und Erde eine richtige Brücke her, die wir seitlich mit Buschwerk verkleideten, um die Esel zum Darübergehen zu bewegen. Diese Maßnahme war unbedingt notwendig, da sonst die Lasttiere vor dem darunterfließenden Wasser

gescheut hätten. Auch diesmal sahen wir am See große Wildherden, Tausende und aber Tausende von Tieren.

Schon am dritten Tage war Engaruka und damit unser Standlager erreicht. Dort trafen wir den auf einer Inspektionsreise befindlichen Regiegierungsrat Dr. Meyer, mit dem wir einige angenehme Stunden verlebten. Es war ein lebhaftes Fragen und Erzählen über Jagd, Fang und Eigenart der afrikanischen Tierwelt. Leider mußten meine Frau und ich gegen Abend noch weiterreisen, da sich in Engaruka kein Futter für Lola finden ließ. Schumann blieb zurück, und wir machten uns auf den noch etwa 100 km langen Heimweg nach unserer Farm auf.

Hiermit waren denn die geschilderten Expeditionen, zwar mit großen Kosten und Verlust von Pferden, Lasttieren und Hunden, jedoch glücklich ohne ernsthafte Unfälle, zu Ende geführt. Ich konnte mit dem Resultate sehr zufrieden sein. Die Jagdzüge hatten mir zwei prächtige, junge, wertvolle Nashörner eingetragen, und auf etwa 9000 m Film waren die schönsten und seltensten Aufnahmen von Großwild in Busch und freier Steppe der noch so unbekannten afrikanischen Wildnis verewigt. Die Aufnahmen wurden in Berlin zuerst, im Beisein Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, einer erlesenen Gesellschaft des Kolonialamtes und der Ministerien vorgeführt und erregten hier sowie später im Stellinger Tierpark beim Publikum das größte Interesse und allgemeine Bewunderung.



X. Kapitel

Ein Fangtag in der ostafrikanischen Wildnis

Mit gemischten Gefühlen saß ich an einem Altjahrsabend einsam in meinem Zelt bei Oldonje Sambu. Während strömender Regen gegen die Zeltleinewand prasselte, schweiften meine Gedanken in die ferne Heimat, wo ich so oft mit Vater und Mutter und zuletzt mit der geliebten Frau das alte Jahr in fröhlichster Stimmung beschlossen und das neue begonnen hatte. Wie ganz anders war hier im dunklen Erdteil ein Silvesterabend, fernab von allen Lieben und der Heimat, fernab von aller Kultur und dem nervösen Getriebe der Weltstadt, ihrem Hasten und Jagen nach gleißendem Gold. Und doch — in ein wehmütiges Sehnsuchtsgefühl mischte sich eine nicht recht zu beschreibende Glücksempfindung, die ihren Ursprung in dem idealen Verwachsensein mit den Wundern der gütigen Allmutter Natur hatte. Von diesen Stimmungen beseelt, saß ich sinnend und lauschte dem monotonen Regengeplätscher und den krachenden Donnerschlägen in der angenehmen Beruhigung, meine erst ganz frisch gefangenen Giraffen und Zebras im Kral unter Dach und Fach zu wissen. Weit und breit gab es hier keine europäische Ansiedlung. Um so freudiger war ich überrascht, als sich der Zeltvorhang zur Seite schob und ich das gebräunte Gesicht eines mir bekannten Europäers gewahrte, und noch größer war die Freude, als ich feststellen konnte, daß auch seine Frau mir die Ehre eines Besuches schenkte. Nach vielem Fragen und Erzählen sprach Herr de Haas den Wunsch aus, mit mir an einem Fangzug in der Steppe teilnehmen zu können. Gern kam ich der Bitte nach, und der erste Tag des neuen Jahres war dazu auserkoren, die Insassen meiner Fangkrale um einige kostbare Stücke zu vermehren. Ist der erste Tag des Jahres

ein glücklicher, so glaubt der Weidmann und Fänger, das ganze Jahr müsse ein glückliches werden. Der Altjahrsabend nahm nunmehr doch noch erfreulicheren Charakter an, als ich dachte, denn auch mit einfachen Mitteln läßt sich in Afrika, in angenehmem Freundeskreise, ein fröhliches Neujahr feiern.

Frühaufstehen ist für den in der Wildnis lebenden Afrikaner die Hauptbedingung, und so waren wir schon sehr zeitig zu Gange. Einige Europäer aus der weiteren Umgebung fanden sich nach Verabredung mit zwei großen Ochsenwagen ein, und der ganze Zug nahm langsam seinen Weg in die Steppe. Die Ernährungsfrage der Eingeborenen spielt hier eine große Rolle, und ein schweres Verantwortungsgefühl lastet auf dem Europäer, wenn sich nicht das erwünschte Wild zur Befriedigung des unheimlichen Fleischappetits der Neger auftreiben läßt. Heute galt es, ein größeres Stück zu erlegen zwecks Mitführung von Fleischrationen im Wagen. Der Regen hatte allmählich aufgehört und köstlicher reiner Luft und wolkenleerem Himmel Platz gemacht. In allen Farben glitzernd lag die Steppe in zauberischer Schönheit vor uns, im Hintergrund von dem majestätischen Bergriesen, dem Meru, und einer zusammenhängenden Hügelkette eingerahmt. Die grasige Steppe wurde von zahlreichen Sansivieren und Akazien oder dichtem Dornendickicht durchsetzt, aus dem ganz kurz vor uns ein kleines Rudel der wunderschönen, weißgestreiften, korkzieherhörnigen, kleinen Kudus hochflüchtig wurde, eine der schönsten Wildarten unseres Gebietes. Erstaunliche Dimensionen nehmen die hier weit verstreut liegenden Findlingsblöcke an, andrerseits trifft man oft mitten in der Steppe auf ganze Geröllfelder. Nach 1 ½ stündigem Ritt gelangten wir in ein tiefer gelegenes Steppengelände, auf dem eine Herde von etwa 15 Elenantilopen äste. Genau hinter der Herde weidete eine riesige Anzahl Masai-Rinder, wohl über 500 Stück, so daß es unmöglich war, den Elens auf irgendeine Art die Kugel anzutragen. Wir setzten uns in Galopp, trieben einen Bullen von der Herde ab, und ich erlegte ihn vom Pferde aus mit dem Revolver. Nachdem wir das Tier zerwirkt hatten, waren auch die Wagen zur Stelle, und ein prächtiges Elenfilet belehrte uns, daß wir mit der Kugel die richtige Auslese für die Küche getroffen hatten. Mein Freund, Herr Pastor de Haas, wunderte

sich über die Schnelligkeit, mit welcher eine solche Jagdepisode erlebt werden kann. Ich wollte gerade zu essen aufhören, weil es mir am besten schmeckte, als zwei Masai mit der Meldung zu mir gelaufen kamen, die Hunde hätten einen Leoparden auf einen Baum gejagt. Im Augenblick waren wir von unserm Sitz hoch und eilten zu der bezeichneten Stelle, wo wir zwar nur einen Serval im Baume erblickten, aber einen ganz kapitalen Burschen. Der Pastor erbat sich den Schuß und streckte die hochbeinige Fleckenkatze unter dem Freudengeheul der Neger nieder. Nach kurzer Rast wurden die Ochsen angespannt, und wir Europäer ritten dem Troß eine weite Strecke voraus, immer hinein in die endlose, gelbe Steppe. Es dauerte nicht lange, bis wir wiederum, auf eine große Entfernung, eine Elenantilopenherde mit Jungen ausmachen konnten. Nachdem wir uns den Tieren genähert hatten, setzten wir uns in schnellsten Galopp in der Richtung auf die völlig überraschte Herde, und im Zeitraum von wenigen Minuten hatten wir ein Junges im Lasso, das bald vorsichtig gefesselt auf einem Wagen in Sicherheit gebracht war. Nach dreistündigem Ritt langten wir endlich in meinem alten Fanggebiet zwischen Erok- und Longidoberg an. Unvergeßlich bleibt jedem der sich dem Besucher hier erschließende, bezaubernd schöne Anblick. Zur Linken der mit schimmerndem Glimmer bedeckte Spitzkopf des Longido, vor uns die endlose Nyika und rechts das träumende, schneebedeckte Riesenhaupt des Kilimandjaro. Zu unserer Enttäuschung fanden wir die einzige in der Umgegend bekannte Wasserstelle ausgetrocknet. Ein längerer Ritt nach der nächsten Wasserstelle hatte denselben Mißerfolg, und so mußten wir uns, wohl oder übel, entschließen, unser Lager in einem kleinen Hain, inmitten der Obstgartensteppe, aufzuschlagen. Die Wagen wurden nebeneinander gestellt und die Ochsen, welche während der Nacht im Joch blieben, mit Ketten an die Bäume gebunden. Das sind Gewohnheiten, welche der Afrikaner durch langjährige Praxis angenommen hat.

Wenige Minuten von dem Hain entfernt dehnte sich eine riesige Tafelfläche in mehreren Quadratmeilen aus, von der Ebenheit eines Exerzierplatzes. Die Gegend war von Wildwechseln geradezu durchsetzt. Schon beim Ausspannen bemerkten wir eine größere Oryxherde auf die geringe Entfernung von 50 m. Hier in der Nähe des Haines hatten die Tiere

ihre Äsungsplätze. Sie wanderten von dort stundenweit zur Tränke an den Longido oder die Wasserstelle des Sumpfes Ngare Nanyuki, die durch einen lustig plätschernden Wasserfall gespeist wird. Bei einem Ritt aus dem Wäldchen konnten wir auf der Steppe Hunderte von Oryxantilopen erblicken. Innerhalb der riesigen Menge erkannte man deutlich kleinere für sich weidende Verbände. Am heutigen Tage war es für einen Fang etwas zu spät, und in Anbetracht der ungeheuren Anzahl von Wild ließen wir die Tiere in Ruhe, denn der Fang versprach für den nächsten Tag ein günstiges Ergebnis.

Die Sonne warf bereits lange Schatten und hüllte die Landschaft in ein malerisches Gewand. Mit tropischer Schnelligkeit brach die Nacht herein, und bald stand der Mond am Himmel, die Gegend mit sanftem gelbgrünen Licht überflutend. Die Stimmungen und Naturschauspiele sind hier so mannigfaltig und wechseln so schnell, wie es in den Tropen eben nur möglich ist. Nachdem wir die Sicherungen in Gestalt einer Anzahl schwarzer Posten aufgestellt hatten, prasselte bald ein lustiges Lagerfeuer gen Himmel, und unter fröhlichem Plaudern verging die Zeit. Während sich mein Begleiter und seine Gattin auf dem Wagen zur Ruhe begaben, stellte ich meinen andern Jagd- und Fangfreunden das Zelt zur Verfügung, denn Gastfreundschaft ist eine der ersten Pflichten in Afrika! Ich legte mich mit der Decke in den von der Sonnenglut des Tages noch schön durchwärmten Sand zur Ruhe nieder, nachdem ich den Elens die vorgeschriebene Ration Milch gegeben und die Tiere zwischen den Wagen festgebunden hatte. Junge Elens sind äußerst zutraulich, werden leicht zahm und haben sowohl in ihrem Äußern als auch im Temperament sehr viel von den Kälbern unseres Hausrindes. Wie es nur zu oft im afrikanischen Busch geschieht, sollte auch heute die Nacht durch einen Zwischenfall gestört werden. Durch einen ungeheuren Ruck der Wagen aufgeweckt, war das ganze Lager plötzlich auf den Beinen. Die Hunde bellten, die Neger brüllten durcheinander, und deutlich hörten wir das sich immer wiederholende, vielsagende Wort „Simba" (Löwe) durch den Tumult. Im Augenblick waren wir über die Sachlage aufgeklärt. Wir lagen unmittelbar an einem großen Wildwechsel, auf dem die Löwen ihren üblichen Nachtspaziergang veranstalteten. Statt des ersehnten Wild-

bratens fanden sie aber unsere saftigen Ochsen vor, welche die große Gefahr aber erkannten und aufsprangen und dadurch die stoßartige Bewegung des Wagens verursachten. Hier hatte sich die alte Afrikanersitte, die Ochsen nachts anzubinden, wieder einmal bewährt. Wären die Tiere nicht festgelegt worden, hätte sich zweifellos ein Unglück ereignet. Langsam näherten wir uns der Stelle in einem Dornendickicht, wo die Hunde Standlaut gaben, aber kein Löwe ließ sich blicken. Ich ging nun bis an den Busch, um den Tierkönig zu fordern, aber mit dem gleichen Mißerfolge. Mein Freund de Haas blieb als Neuling einige Schritte hinter mir und entsicherte sein Gewehr. Als ich das merkte, machte ich a tempo kehrt, denn ein anstürmendes Nashorn ist nicht so schlimm und so gefährlich wie ein Neuling, der in der afrikanischen Wildnis nicht mit dem Gewehr umzugehen weiß, und ich konnte mich deshalb der ironischen Äußerung: „Jetzt habe ich vor dem Hasen (de Haas) mehr Angst als vor dem Löwen" ebensowenig erwehren wie eines kleinen Vorwurfs gegen meinen Freund, der seine Ungeschicklichkeit durch eine Entschuldigung wieder ausglich.

Am andern Morgen konnten wir feststellen, daß der Wüstenkönig nur 20 m von der Stelle, wo ich stand, im Busch gelegen hatte. Früh war ich auf den Beinen. Der Gedanke an einen günstigen Fangtag ließ mich nicht länger ruhen. Mit meinem treuen Reittier gelang es mir, innerhalb einer halben Stunde zwei prachtvolle Oryxkälbchen zu fangen, und meine Gäste waren erstaunt, als ich bereits um 8 Uhr mit der Beute zurückkam. Auf allgemeinen Wunsch sollte am Nachmittag noch ein Fangzug auf Antilopen unternommen werden, zu dem Herr de Haas nebst Gattin eingeladen waren. Der Wagen, auf welchem das schaulustige Ehepaar saß, wurde in größtmöglichste Nähe der sorglos äsenden Herde herangefahren und in eine Vertiefung gestellt. Mein Begleiter und ich machten mit den Pferden eine Streife am Waldrande entlang und umkreisten zur Hälfte auf diese Weise die Herde. Als wir aber in vollem Galopp auf die vor uns weidende Masse ritten, stürzte die ganze Herde geschlossen unmittelbar in der Richtung auf den Wagen zu, in dem das Ehepaar de Haas saß, und so genossen die Herrschaften ein Schauspiel, wie es wohl kaum jemals Europäern aus so großer Nähe zu schauen vergönnt war. Auf 50 m Entfernung stürzte die nach Tausenden zählende Herde, in rasender

Flucht, rechts und links an dem Wagen vorüber: Ein unvergeßlicher Anblick, die rothirschgroßen, prächtig gezeichneten Oryxantilopen mit angelegten Spießhörnern und sehnigen Läufen über die Steppe fliegen zu sehen. Mit Begeisterung erzählte später mein Freund, mit welchem Interesse er die Episoden verfolgt hätte, die sich in der kurzen Zeit des Fanges abgespielt hatten. Wir hatten in der Tat bald wieder zwei junge Oryx im Lasso, die mit weichen Stricken leicht gefesselt verladen werden konnten. Somit hatte ich mein Ziel erreicht, eine Anzahl der in den zoologischen Gärten Europas und Amerikas so sehr begehrten Pinselohr-Beisa (Oryx callotis O. Thomas) lebend in meine Gewalt zu bringen. Der von mir gewählte Fangplatz zwischen Erok und Longido war in dieser Beziehung der günstigste; während an andern Stellen die Steppe von Zebras, Gnus und Kongonis geradezu überschwemmt war, hielten sich hier nur ausnahmslos Oryxantilopen auf. Nach so erfolgreichem Fangtag verpackten wir die Lassos mit besonderer Freude und Genugtuung. Träumend saßen wir auf den Pferden, noch ganz hingerissen von dem wundervollen Eindruck der dahinflutenden Lebenswelle der glitzernden Steppe. Da standen wie aus dem Erdboden gewachsen plötzlich drei Giraffen mit einem fangbaren Jungen vor uns. Ehe wir selber recht zur Besinnung kamen, waren schon unsere Pferde in vollem Galopp auf die völlig verdutzten, wohl keineswegs an einen Überfall denkenden Tiere. So hatten wir das begehrte vierblättrige Kleeblatt bald erreicht, mein Freund umgriff die junge Giraffe vom Pferde aus um den Hals, während ich absprang, der Stute die Zügel vom Kopfe riß, um die Giraffe am Halse zu fesseln. Nur wer die ungeheuren Strapazen kennt, die mit solchem Fangtage verbunden sind, wird sich ein Bild von der Freude machen können, die ich empfand, als ich den Schlußstrich unter das Ergebnis dieses Tages machte. Heute war ein großer Glückstag für mich! Wie oft kommt es vor, daß man acht und vierzehn Tage in der Steppe umherirrt, ohne ein Stück des gesuchten, fangbaren Jungwildes vor den Lasso zu bekommen. Dabei entsinne ich mich eines traurigen Vorfalls, der sich ereignete, nachdem ich vierzehn Tage lang vergeblich auf junge Giraffen ritt. An einem Sonnabend-Nachmittag stellte ich ein Giraffenkälbchen fest und konnte sogar wahrnehmen, daß die Tiere an derselben Stelle ihren Standort hatten. Wie,

nach altem Weidmannsglauben in Afrika, ein mutwillig am Sonntag auf Wild abgegebener Schuß Unglück bringen soll, so glaubt auch der Fänger nicht an Sonntagserfolge. Deshalb benutzte ich den Sonntag dazu, einige Hindernisse, in Gestalt mehrerer riesiger Felsblöcke, aus dem Wege zu räumen, um am nächsten Tage ein leichteres Spiel zu haben. Aber ein anderer kam mir zuvor! Als ich nach dem Standplatz der Giraffen schnürte, fand ich das Giraffenkälbchen von Löwen frisch gerissen und angeschnitten vor.

Bei der Rückkehr zum Lager genossen wir einen herrlichen Sonnenuntergang. Nachdem wir dann den gefangenen Tieren einen guten Platz als Lagerstatt zurechtgemacht hatten, ließen wir uns ihr leibliches Wohl angelegen sein und setzten uns dann selbst zu einem saftigen Elenbraten nieder. Eine in Anbetracht des guten Fangtages spendierte Flasche Wein löste bald die Zungen der befreundeten Europäer, und bis spät in die Nacht hinein gab es einen fröhlichen Austausch von Meinungen und Gedanken.

Große und kleine Antilopen

Zur Einführung in die vielgestaltige und formenreiche Gruppe der Antilopen dürfte es erwünscht sein, eine kurze Zusammenstellung über die hauptsächlich in Deutschostafrika vorkommenden Antilopen und deren Lebensweise zu geben.

In der Elenantilope treffen wir den größten und schwersten Vertreter der ganzen Sippe an; erwachsene Bullen können ein Gewicht von 1000 Kilo erreichen, wiegen also so viel wie ein ansehnlicher Mastochse. In Deutschostafrika kommen verschiedene Spielarten vor. Auf die Mitteilungen ungenauer Beobachter gestützt, mußte die Wissenschaft bisher annehmen, daß die bezeichnenden Unterschiede innerhalb der Arten in dem Vorhandensein oder Fehlen der weißen Querstreifung liegen. Die neueren Forschungen haben aber anderes gelehrt. Danach ist die weiße Streifung der Elens für eine systematische Bestimmung nicht zu verwenden, da sie ein Altersmerkmal ist. Jüngere Tiere tragen stärkeren Pelz, rötlichgelbe Grundfarbe und eine bestimmte Anzahl weißer Querstriche über

dem Leib, während besonders ältere Bullen ein dünnes Haarkleid haben, eine mehr graue Farbe annehmen und der Streifen entbehren.

Die Elenantilope ist ein typisches Steppentier, und es gewährt einen schönen Anblick, die rindergroßen, lebhaft gefärbten Antilopen, mit dem eng korkzieherartig gewundenen Gehörn, durch die Steppe eilen zu sehen. Stundenlang habe ich sie oft mit Genuß betrachtet, und ich bin gern neben den Herden hergeritten. Selbst die alten Bullen dieser Art setzen sich, auch angeschossen, nie zur Wehr. Einer meiner Begleiter zerschoß einem starken Elenbullen das Kurzwildbret und ferner den Unterkiefer, so daß er von dem Schädel herabbaumelte, und gab ihm noch mehrere Schüsse in den Leib, ohne daß das Tier Miene machte, den Jäger anzugreifen. Es trollte seinen Weg ruhig weiter und wurde von mir, da ich ohne Waffe war, meinem Begleiter zugetrieben, der ihm schließlich den Fangschuß gab. Trotz ihrer Schwere sind die Elens sehr gewandte Läufer und Springer. Beim Bauen eines Krals oder Geheges muß man auf die Sprungfertigkeit Rücksicht nehmen. Nach meinen Beobachtungen hat diese meist in Rudeln von 20 bis 40 Stück vorkommende Antilope — ich habe auch Rudel bis zu 80 Stück gesehen — feste Standplätze und wandert nur im äußersten Notfall; sicher sind sie Standwild am Rascha-Rascha-Berge, auf dem sie, wie auch an den westlichen Ausläufern des Meru-Berges, bis 2500 m hoch vorkommen. Unter den alten Bullen gibt es zur Brunftzeit schwere Kämpfe; es ist aber nicht immer gesagt, daß die manchmal starken Schäden am Gehörne der Bullen von Kämpfen herrühren; denn oft habe ich Elenbullen gesehen, welche mit wahrer Wut Baumstämme und Steine bearbeiteten und sich dabei das Gehörn verletzten. Wenn die Jungen gefangen worden sind, kümmern sich die Alten wenig darum. Erstere werden sehr leicht zahm und haben in ihrem Gebaren viel Ähnlichkeit mit den Kälbern unseres Hausrindes. Das Fleisch der Elenantilope ist außerordentlich wohlschmeckend.

Das edelste Wild der Kolonie ist ohne Zweifel der große Kudu. Auch er hat auf bräunlichgelbem Grunde feine, weiße Querstriche und trägt über der Nase ein weißes Querband. Das Gehörn erinnert an einen, ins Riesenhafte vergrößerten Korkenzieher. Zu meinem Bedauern muß ich gestehen, daß ich den großen Kudu in der Freiheit nie zu Gesicht be-

kommen habe. Das hatte seinen Grund in dem seltenen Vorkommen des Tieres und seiner Fähigkeit, sich den Augen des Jägers geschickt zu entziehen. Um so häufiger konnte ich aber den kleinen Kudu beobachten. Man trifft ihn am meisten im Sansevieren- und Dornendickicht, auch zur trockensten Jahreszeit, wo er in den säftereichen Sansevieren genügend Feuchtigkeit findet, um sein Dasein fristen zu können. Im Gegensatz zum großen Kudu, der meist in Sprüngen oder kleinen Rudeln auftritt, die ein Bulle führt, lebt der kleine Kudu paarweise. Auch diese Gattung ist, wie sein größerer Verwandter, außerordentlich scheu. Besonders schwer ist es, die Jungen des Tieres auszukundschaften, da sie sich im dichtesten Sansevierendickicht verbergen, und, sobald sie etwas größer sind, es vorzüglich verstehen, sich den Augen der Feinde zu entziehen. Die Hauptnahrung des kleinen Kudus besteht aus Blättern und langen Gräsern. Die Jagd auf dieses Wild ist recht schwierig, da es scheu und äußerst flüchtig ist. Eben gesetzte Stücke dieser Art fand ich im November und Dezember.

Eine vierte, in die Gruppe der Drehhornantilopen gehörende Form ist der Buschbock, eine kleinere, auf rotbraunem Grunde schön weißgestreifte und gefleckte Art. Sie trägt, wie auch die Kudus, nur im männlichen Geschlechte ein Gehörn, während bei der Elenantilope Männchen wie Weibchen gehörnt sind. Die Männchen werden mit dem Alter immer dunkler und erhalten bei einigen Formen merkwürdigerweise einen nackten Hals. In Deutschostafrika hat die Wissenschaft mehrere Arten dieser Buschböcke unterscheiden gelernt. Für das Masai-Gebiet ist eine besondere Spielart charakteristisch. — Die Buschböcke leben paarweise an den Rändern von Urwäldern und im dichten Busch, wo sie am besten ihre aus saftigen Gräsern bestehende Nahrung finden. So unwahrscheinlich es klingen mag, so unableugbar ist die Tatsache, daß die kleinen männlichen Buschböcke sehr bösartig sind und äußerst gefährlich werden können. Auch in der Gefangenschaft muß man sich vor ihnen sehr in acht nehmen, besonders in der Brunft sind sie äußerst unzuverlässig. Einer meiner Bekannten hatte in Morogoro von einem Bocke und mehreren Ricken 17 Nachkommen gezüchtet; in das Gehege dieses Bockes durfte sich zur Brunftzeit niemand wagen, da er ihn ohne weiteres auf seine spitzen Hörner genommen hätte. — Ich hatte einmal die Aufgabe, aus einem in Tanga befindlichen Kral

eine größere Anzahl Buschböcke einzufangen. Bei einem Fehlgriff nach einem Bocke kam mir dieser mit den Hörnern zwischen die Beine, zerfetzte mir meine Hose und stieß mir ein tiefes Loch in den Schenkel. Ich mußte, da ich die Gewalt über das Tier verloren hatte, mich schließlich ohne Beinkleid zurückziehen. In Europa kommen die schönen Antilopen nur schlecht fort, da das Klima zu rauh oder vielmehr wesentlich anders ist als in den afrikanischen Breiten. In den Bergen des nordöstlichen Deutsch-ostafrika kommen die Buschböcke bis zu einer Höhe von 2500 m vor. Die Jagd ist auch auf den Buschbock nicht einfach, da er ein sehr scheues Leben führt, sich am Tage nur im dichtesten Gebüsch aufhält und nur nachts oder spät am Nachmittage aus dem Dickicht heraustritt. Da das Tier saftige Gräser zu sich nimmt, ist sein Wasserbedürfnis außerordentlich gering. Der Buschbock liegt im Lager sehr fest, und so kommt es oft vor, daß man urplötzlich im Dickicht auf einen blitzschnell flüchtenden Bock stößt; an ein Schießen oder Abkommen ist in solchem Falle nicht zu denken.

Nächst dem großen Kudu dürften die hirschgroßen sogenannten Pferde-antilopen die imposantesten Antilopenformen der ostafrikanischen Steppe sein. Es leben in Deutschostafrika die rötlichbraun gefärbte, schwarz-weiß gezeichnete S c h i m m e l a n t i l o p e, Hippotragus, und die schwarze weißgezeichnete R a p p e n a n t i l o p e, Ozanna. Meine Erfahrung be-schränkt sich lediglich auf die letztere Form, die ich im Küstengebiet des mittleren Deutschostafrika, und zwar in sandigen Gegenden, angetroffen habe. Eine Vorliebe zeigen diese mit einem prächtigen säbelartig nach hinten geschweiften, eng geringelten Gehörn geschmückten Tiere für Sand-betten, in denen sie liegen und suhlen. Am häufigsten trifft man sie in der lichten Buschsteppe an. Die Rappenantilope muß mit zu dem wehr-haften Wilde gerechnet werden, denn sie nimmt Menschen wie Raubtiere, in die Enge getrieben, ohne weiteres an. Auch in der Gefangenschaft legen sie ihr bösartiges Wesen nie ganz ab; sie sind sehr unzuverlässig, und selbst mit jüngeren Tieren ist nicht zu spaßen. Das Klima unserer europäischen Breiten vertragen die Rappenantilopen gut, sie sind hart und weniger weichlich als die Oryx. In größeren Verbänden habe ich diese Antilopen-form nie angetroffen; meist findet man sie in Rudeln bis zu 30 Stück. Ich hatte das Glück, einige dieser prächtigen Antilopen nach Europa zu bringen.

Eine unserem Rothirsch recht ähnliche Antilopenform ist der Wasserbock, welcher in Deutschostafrika und Britischostafrika in einer größeren Anzahl von Unterarten vorkommt. Diese Antilope trägt im männlichen Geschlecht ein in schöner Richtung nach vorn gebogenes Gehörn und ist entweder bräunlich gefärbt, mit einem weißen Spiegel, oder aber sie trägt graue Grundfarbe und einen ellipsenförmigen weißen Ring um den Spiegel. Beide Formen haben schwarzweiße und braune Kopfzeichnungen. — Die Wasserböcke bewohnen in kleineren Rudeln, die von einem Bocke geführt werden, die Sumpf- und Flußniederungen; sie gehen oft in das Wasser und haben für diese Lebensweise eine sehr zweckentsprechende Anpassung von der Natur bekommen; ihre Haare werden von besonderen Talgdrüsen dauernd unter Fett gehalten, weshalb auch das Tier einen scharfen Geruch ausströmt, der etwas an Teer erinnert. Das Fleisch ist recht wenig zu empfehlen. Es ist wohl das schlechteste Wildbret des gesamten afrikanischen Wildes, und der Weidmann greift nur zu Wasserbockfleisch, wenn durchaus nichts anderes zu erlangen ist. Wenn die Flüsse in der Regenzeit anschwellen, durch die riesigen Regengüsse aus ihren Ufern treten und die Niederungen überschwemmt werden, so kommen die Wasserböcke oft in ernste Gefahr. Ich habe sie manchmal mitten im Rufiji schwimmen sehen, ohne daß sie der Strömung Herr werden konnten, und so manches Tier hat dort sein Leben lassen müssen. Einen jüngeren Wasserbock hatte ich einmal aus dem Strom aufgefangen; das Tier war sehr erschöpft, erholte sich aber bald wieder und lebte noch lange Jahre in Carl Hagenbecks Tierpark.

Die Heimatgebiete der Moorantilope (Adenota) habe ich nicht besucht, dagegen ist mir der Riedbock (Redunca) sehr gut bekannt. Moorantilopen wie Riedböcke ähneln sich außerordentlich; beide Formen tragen eine rötlichgelbe Grundfarbe mit weißen und schwarzen Abzeichen, die sich allerdings verschieden verteilen. Die Gehörne werden nur von Männchen getragen und sind bei der Moorantilope lang und S-förmig geschweift und beim Riedbock kurz nach vorn gebogen. Die Riedböcke leben paarweise oder einzeln, doch habe ich auch Rudel von 40 bis 50 Stück angetroffen. Sie machen sich auf weite Entfernung hin durch ihren durchdringenden Pfiff bemerkbar. Es sind Tiere des hügeligen Geländes, nähren sich speziell

von Gräsern, halten sich gern in der Nähe von Wasser auf und schöpfen oft und reichlich. Die Jagd auf Riedböcke ist nicht besonders schwierig, da sie nicht scheu sind und meist im offenen Gelände vorkommen. Auf der Flucht springen sie ähnlich wie unser Rehwild, mit dem sie überhaupt in ihrer Lebensweise manche Ähnlichkeit haben. Auch diese Antilope setzt die Kitze im November und Dezember. — Junge Riedböcke werden leicht zahm und bleiben zutraulich bis in ihr spätestes Alter. Eine Ricke wurde mehrere Jahre auf der Station Moschi am Kilimandjaro gehalten. Am Tage lief das Tier durch das Dorf nach dem außerhalb der Boma liegenden Friedhof, äste dort und sonnte sich, um abends wieder in seinen Stall im Dorfe zurückzukehren. — Ich besaß auf meiner Farm ebenfalls eine Ricke, die völlig zahm war und frei herumlief. Nachts hatte sie stets Besuch von einem wilden Bock, der bis an das Gitter meiner Farm kam und meinem Riedbockfräulein in herzzerreißender Weise, durch lautes Pfeifen, seine Liebeserklärung machte. Eines Abends vergaßen die Wächter, die Tür zur Farm zu schließen, und die Angebetete verschwand mit ihrem Kavalier auf Nimmerwiedersehen.

Die Oryxantilopen sind Charaktertiere der Steppe, die sich aber während der Nacht und in der heißen Tageszeit gern im buschigen Gelände aufhalten. Sie führen ein ausgesprochenes Herdenleben, doch haben die Rudel verschiedene Stärken. Oft wandern sie stundenlang, um eine Wasserstelle zu erreichen, da sie vom Wasser sehr abhängig sind; ihre Nahrung besteht nur aus Gräsern. Die Oryxantilopen sind äußerst bösartige und widerspenstige Gesellen; ihre Bewegungen sind sehr gewandt und schnell, und die Tiere galoppieren und springen vorzüglich. Die Jagd auf die Oryx ist verhältnismäßig leicht, denn sie lassen sich täuschen, und es fällt einem guten Jäger nicht schwer, sich an eine Herde bis auf 150 m heranzupirschen. Die mit einem hellen, kurzen, aber struppigen Pelz versehenen Jungen werden im November und Dezember gesetzt und zeigen sich auch in der Gefangenschaft meist störrisch und widerspenstig. Es ist sehr interessant, in der Steppe die vielen vorkommenden Anomalien an den Oryx-Gehörnen zu beobachten; die Ursache dieser Deformationen sind Beschädigungen des Jugendhorns, das sehr brüchig und spröde ist und leicht abbricht. Eine junge Oryx wurde unvorsichtigerweise von einem meiner Neger an beiden

Hörnern festgehalten; das Tier bäumte, und siehe, mein Schwarzer hatte beide Hörnchen in den Händen, und meine Oryx verschwand in wilden Fluchten in der Steppe. Zwischen Longido und Meru beobachtete ich über zwei Jahre lang einen alten kapitalen Oryx-Bullen mit einem abnormen Gehörn. Eine merkwürdige Eigenart haben die Oryx-Mütter an sich, indem sie ihre Jungen im dichtesten Dornbusch verstecken und zu bestimmten Zeiten zu den Kälbern zurückkehren, um sie zu säugen.

Die originellste Tiergestalt der afrikanischen Steppe überhaupt ist wohl das Gnu; mutet es doch durch seinen büffelartigen Kopf, das merkwürdig geschweifte Gehörn, den schlanken Leib, die feinen hirschartigen Glieder und den langen Pferdeschweif wie eine Mischgestalt von verschiedenen Huftiergruppen an. Wohl keine Säugetierform hat in seinem Äußern so viel groteske Komik aufzuweisen wie das Gnu. Aber auch sein Temperament ist ein Ausbund von verschiedensten Arten. Von den Evolutionen und Kapriolen, welche diese Tiere bei ihren Spielen in der Steppe ausführen, zu schweigen, möchte ich eine sich stets wiederholende Eigenart der Gnus beschreiben: Eine ganze Herde kommt auf den Jäger zugestürzt mit tiefgesenkten Köpfen und wehenden Mähnen und Schwänzen, als wollte sie ihn in schlimmster Weise annehmen. Plötzlich stocken a tempo sämtliche Tiere und stürzen wild durcheinander zurück. Sie beginnen dann ruhig in der Steppe mit dem Äsen und bekümmern sich um die Erscheinung, die sie vorher in so große Erregung versetzt hatte, nicht mehr. Hochinteressant sind auch die Kämpfe der oft in Herden bis zu 1000 Exemplaren auftretenden Gnus. Die Bullen legen sich dabei auf die Knie, und oft genug dauert es eine Stunde, bis sich die erhitzten Gemüter beruhigt haben; sie scharren dabei mit den Hufen und den Hörnern die Erde auf und bewerfen den Kopf oft mit einer Lehmkruste in einer Stärke von 5 cm und mehr. Sind die Kämpfe vorbei, so nehmen sie einen riesigen Anlauf, rasen in die Steppe hinein und spielen friedlich miteinander. Regelmäßig ziehen die Gnus in der Mittagszeit zur Tränke, denn sie haben ein großes Wasserbedürfnis. Ihre Jagd setzt keine besonderen Kenntnisse voraus. Die in einen rotbraunen Pelz gehüllten Jungen werden im Dezember gesetzt, haben in ihrem Äußern manche Ähnlichkeit mit einem Schafe und verfärben sich nach dem ersten Jahre. Sie werden zahm und

zutraulich, jedoch nach dem vollendeten zweiten Jahre meist sehr bösartig. Ein Neger, der eine solche Gnuherde einmal zu füttern hatte, sollte wegen der Bösartigkeit der Tiere nicht mehr in den Kral gehen, dennoch tat er es aus Bequemlichkeitsrücksichten. Ein Gnubulle stürzte auf ihn zu, und als mein Neger gerade über den Kral springen wollte, packte ihn das Gnu mit den Hörnern und schleuderte ihn mit gewaltigem Stoß über den Kralrand auf die andere Seite des Geheges.

Eine andere Antilopenart ist das Kongoni. Für einen unerfahrenen Weidmann ist es nicht leicht, ein Kongoni zur Strecke zu bringen, denn die Tiere sichern stark und kommen meist in der deckungslosen Steppe vor, außerdem haben sie die Gewohnheit, besondere Wachtposten zur Sicherung der Herde auszustellen, die meist etwas entfernt von dem Rudel stehen und während der Zeit ihres Dienstes keine Nahrung zu sich nehmen. Durch ihre Aufmerksamkeit machen die Kongonis oft dem Jäger die Pirsch auf anderes Wild zunichte. Sie sind es gewöhnlich, die unter den Tieren der Steppe zuerst die Flucht ergreifen und so die Aufmerksamkeit des anderen Wildes auf die Gefahr lenken. Trotz ihrer merkwürdigen Bauart sind die Kuhantilopen ausgezeichnete Springer und Läufer; es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß das Kongoni das schnellste Tier der Steppe sei. Es gewährt einen unvergeßlichen Eindruck, wenn die Tiere zu Anfang ihrer Flucht, in dem ihnen eigenen merkwürdigen Stechtrab, bei dem die Vorderläufe wie bei Schulpferden fast bis an das Kinn gehoben werden, abgehen. Junge Kongonis sind sehr schwer mit dem Pferde zu fangen; sie werden leicht zahm und sind gutmütige Tiere. Da ich die Kongonis oft angetroffen habe, wo tageweit in der ganzen Umgegend kein Wasser war, nehme ich an, daß ihnen die Grasnahrung genügend Flüssigkeit bietet, um bestehen zu können. Das Kongoni ist sehr hart gegen Kugeln und sehr zählebig, und der Schütze muß gut treffen, sonst läuft das Tier noch meilenweite Strecken. Am Mondul hatte ich das Glück, aus allernächster Nähe den Kampf zweier Bullen, die sich in ihrem Treiben durchaus nicht stören ließen, zu beobachten. Junge Kongonis findet man das ganze Jahr über.

Die Grant- und Thomson-Gazelle lebt oft zusammen in größeren und kleineren Rudeln, aber ich habe recht oft einzelne Stücke dieser

Arten, in brennender Sonnenhitze, mitten in der Steppe gefunden. Eräugen sie den Jäger, so machen sie zunächst einige Schritte auf die fremdartige Erscheinung, als ob sie ihren Augen nicht trauen könnten, und gehen dann erst in eleganten Fluchten davon; meist begnügen sie sich mit einer kurzen Strecke Lauf, um dann friedlich weiterzuäsen. Ist ein Tier der Herde erlegt, so laufen sie gewöhnlich in rundem Bogen, um auf die Ausgangsstelle ihrer Flucht wieder zurückzukehren. Dieses Spiel wiederholt sich auch oft, wenn man mehrere Vertreter der Herde zur Strecke bringt. Stets sind mehrere Böcke bei einem Rudel, welche häufig abseits von der Masse stehen und daher für den guten Schützen leicht zu schießen sind. Junge Thomson- und Grant-Gazellen lassen sich nur schwer hochziehen und kommen schlecht in der Gefangenschaft fort. Ich habe von beiden Arten einige Exemplare nach Deutschland gebracht, jedoch sind sie selten in europäischer Gefangenschaft. Die Hörner variieren bei den Böcken stark, aber es lassen sich innerhalb der Hornform bestimmte Einheiten erkennen.

Die Giraffen-Gazelle, Lithocranius walleri Brooke, ist ein Bewohner der Dornenbusch-Steppe, wo sie die Blätter von Mimosen, Akazien und Buschwerk äsen. Sie stehen beim Äsen manchmal auf den Hinterbeinen aufgerichtet und stützen sich mit den Vorderbeinen am Astwerk; die charakteristische Stellung der Giraffen-Gazelle. Sie kommt in Rudeln bis zu 25 Stück vor, ist sehr scheu und flüchtig, außerordentlich gewandt und schnell. Die Jagd auf sie ist nicht schwer, da sie sich im versteckten Busch aufhält und man auf den lichten Stellen das Tier leicht überlisten kann, denn es ist außerordentlich sorglos. Wo Giraffengazellen leben, sind die Büsche kahl abgefressen, denn sie nehmen nicht nur die Blätter, sondern auch die jungen Triebe. Für den Fang eignen sich am besten sehr kleine Exemplare dieser Art. Die Tiere mit dem Pferde zu jagen, ist aussichtslos wegen der Unzulänglichkeit des Wohngebietes der Gazelle. Die Aufzucht ist sehr schwer, aber sie ist wiederholt gelungen. Die Giraffengazellen sind nur einige Male in europäischer Gefangenschaft gezeigt worden.

Eine andere Gazellenart von außerordentlicher Schönheit ist die Swalla-Antilope. Sie ist im allgemeinen braungefärbt und im männlichen Geschlechte mit einem lyraförmigen Gehörn geschmückt, und bewohnt, in

Rudeln bis zu 50 Stück meist, die Sumpfgebiete und Flußniederungen vieler Teile Deutsch-Ostafrikas. Diese scheue und flüchtige Gazellenform ist ein sehr gewandter schneller Läufer und vorzüglicher Springer. Sehr interessant ist es, zu beobachten, wenn einige Tiere zur Sicherung durch gewaltigen Sprung aus der Herde heraus in die Luft schnellen. Die Jagd auf die Swalla-Antilopen ist nicht schwer; sie treten morgens und abends aus dem Busch und sind dann leicht zu schießen. Am Rufiji hatte ich über 20 Stück gefangen, von denen leider ein Teil auf dem Transport durch einen plötzlich hereinbrechenden Temperatursturz einging. Die Eingeborenen fangen die Tiere in Netzen oder in Gruben. Alte Tiere gewöhnen sich schlecht an den Menschen, dagegen werden junge leicht zahm; leider halten sich diese graziösen Antilopen schwer in Europa.

Über den kleinen Berg-Gnom, den Klippspringer, Oreotragus, mit dem grünlichgrauen storren Pelz, dem dicken Kopf mit dem kleinen Spießergehörn und den hohen Hufen habe ich wenig Erfahrung. Ich habe die Tiere zwar wiederholt beobachtet, wie sie, federnden Bällen gleich, in der gewagtesten Stellung von Fels zu Fels sprangen, aber konnte ihrer niemals habhaft werden. Die Schwarzen fangen sie in Schlingen; die wenigen in europäischer Gefangenschaft gehaltenen Klippspringer haben gewöhnlich nur kurze Zeit gelebt.

Die Oribi, Ourebia, ist eine kleine Antilope von lebhaft rötlichgelber Färbung, feinem Gliederbau und schlankem Kopf mit einfachem Spießergehörn. Sie bewohnen dichtestes Buschgelände, bevorzugen Gräser und Blattpflanzen, sind wenig scheu und hausen manchmal unmittelbar neben Eingeborenenhütten und auch Plantagen. Die Tiere kommen morgens und abends aus dem Busch, und es ist die einzige Gelegenheit, sie dann zu schießen, da sie im Dickicht schwer auszumachen sind, denn sie schlagen wie unsere Hasen Haken; dabei sind sie außerordentlich flink und große Springer. Diese kleinen Antilopen sind sehr hart und zählebig: mit meiner 8-mm-Büchse schoß ich ein Tier weidwund; es lief einen Kilometer und hatte die weit aus dem Leibe hängenden Gedärme um die Läufe gewickelt. Die Oribis müssen eine bestimmte Pflanzenart fressen, da ihr Kurzwildbret einen scharf widerlichen Geruch ausströmt.

Als besonders kleine Vertreter des Antilopengeschlechts lernte ich die

Ducker, *Sylvicapra*, und das Dikdik- oder Tapirböckchen, *Madoqua*, kennen. Erstere tragen unscheinbare dunkelbraune Färbung, während letztere lebhaft hellgelb bis braun gefärbt sind. Beide Formen sind nur so groß wie ein Kaninchen, die Beine sind bleistiftdünn, der Kopf verhältnismäßig groß. Die Nase der Tapirböckchen ist stark verlängert und schwach nach unten gezogen. Ducker wie die Diks führen eine ähnliche Lebensweise wie die Oribis. Sie schleichen im Gebüsch, laufen sehr viel und springen wenig. Während die Ducker in der Gefangenschaft sehr possierlich sind und sich lange halten, sind die Dikdiks sehr empfindlich. Ich habe mehrere Duckers nach Deutschland gebracht, die verhältnismäßig leicht auf den von ihnen besuchten Eingeborenenplantagen zu fangen waren. Bei sachgemäßer Pflege und unter Verabreichung ihres Lieblingsfutters, Kartoffeln, können sich die Tiere lange in europäischer Gefangenschaft halten.





